Lord genannt Raffles



Lister der Meisterdieb

8. Band

In den Katakomben von Paris

20 Pf. 25 Heller 25 Cts.



In ihrer linken Hand hielt sie eine Laterne, die ein helles Licht verbreitete.

Kurt Matull & Theo von Blankensee

Lord Lister

genannt, Raffles, der Meisterdieb

Band 8

In den Katakomben von Paris

Ein Heftroman

(Überarbeitete Fassung)

Inhalt

1. Kapitel – Die Flucht 6
2. Kapitel - Gestohlenes Gut gedeiht nicht 17
3. Kapitel - In der Höhle des Löwen 25
4. Kapitel - In den Katakomben 34
5. Kapitel - Tatiana 42
6. Kapitel – Die Geschichte des Grafen Komartschew 48
7. Kapitel – Der Falschmünzer 54

John Raffles, auch bekannt als Lord Edward Lister, ist ein englischer Arzt, Weltenbummler und außergewöhnlicher Gentleman-Gauner. Auf seinen Reisen rund um den Globus sucht er das Abenteuer und engagiert sich gegen Verbrechen und Ungerechtigkeit. Er stiehlt bevorzugt bei Wohlhabenden, um Bedürftigen zu helfen, oder deckt kriminelle Machenschaften auf. Dabei lenkt er den Verdacht nicht selten geschickt auf eine unschuldige Person. Unterstützt wird er von seinem Chauffeur James Henderson und seinem Vertrauten Charles Brand.

Raffles tritt unter zahlreichen Identitäten und Namen auf. In London ist er als Lord William Aberdeen bekannt, der dem exklusiven Windsor Club als Vizepräsident angehört.

Chief Inspector Baxter von Scotland Yard und seine Kollegen Marholm und Sullivan sind stets bemüht, dem geheimnisvollen Meisterdieb auf die Spur zu kommen. Doch nur selten haben sie Erfolg – und selbst dann gelingt es Raffles meist, ihnen erneut zu entkommen.

1. Kapitel

Die Flucht

Ein dichter Nebel, der wie ein undurchdringlicher Schleier Städte und Dörfer umhüllte, hing über den Straßen Londons.

Er drang in die Häuser ein, und die große Überdachung des Victoria-Bahnhofs schien diese schweren Wolken aufsaugen zu wollen, sodass selbst das helle Licht der elektrischen Bogenlampen nicht in der Lage war, den Bahnsteig zu erleuchten.

Es war acht Uhr morgens.

Der Zug nach Dover, in Anschluss an die Schiffe nach Frankreich, stand zur Abreise bereit.

Der vordere Teil des Zuges verschwand im Halbdunkeln des Nebels, der in diesem Augenblick noch dichter zu werden schien und der wie ein schützender Schleier zwei Männer umhüllte, die mit schnellen Schritten über den Bahnsteig liefen.

Der ältere der beiden, eine schlanke und elegante Persönlichkeit mit vollem blondem Bart, legte seine Aktentasche in einen offenen Erste-Klasse-Wagen. Darauf wandte er sich seinem Begleiter zu und sprach in leisem, aber bestimmtem Ton: »Charly, ich warne dich! Verknüpfe dein junges Leben nicht mit der abenteuerlichen Existenz, die meiner harrt!«

Der andere schien diese Worte kaum zu hören. Mit noch größerer Überzeugung fuhr der Sprechende fort: »Bleib

hier, Charly, ich nehme es dir nicht übel.«

Er wollte noch mehr sagen, aber der Jüngere, in dessen bartlosem, blassem Gesicht zwei dunkle Augen glänzten, fiel ihm ins Wort.

»Was soll das bedeuten? Ich fahre mit, und damit basta!«

Er stellte seine Reisetasche auf die Bank neben die seines Reisegefährten.

Darauf nahmen beide, ohne ein Wort zu sprechen, Platz.

Es fehlten nur noch zwei Minuten bis zum Abfahrtszeitpunkt, als bereits die Schaffner die Wagentüren schlossen. Plötzlich erschienen mehrere Zeitungsjungen vor dem abfahrtbereiten Zug und hielten die Sonderausgaben der Morgenzeitungen in die Höhe, während sie laut schrien: »Raffles ist entdeckt!«

»Tausend Pfund Belohnung!«

»Raffles ist derselbe wie Lord Edward Lister!«

»Ein englischer Adliger als Verbrecher!«

»Raffles ist entkommen!«

Auch die beiden gerade eingestiegenen Reisenden hörten diese Rufe, aber nur Charly schien sich darüber zu beunruhigen. Sein älterer Freund lauschte den Neuigkeiten der Zeitungsjungen nur mit einem spöttischen Lächeln.

Er stand auf und öffnete das Fenster der Wagentür.

Während er zwei Geldstücke aus seiner Tasche hervorzog, rief er einen der Jungen zu, der gerade aus dem Nebel vor ihm auftauchte, und kaufte eine Zeitung.

Darauf ertönte das Signal zur Abreise, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Während noch das Geschrei »Raffles ist entdeckt!« und

»Tausend Pfund Belohnung!« über den Bahnsteig widerhallte, verließ Lord Edward Lister, genannt Raffles, derselbe, für dessen Verhaftung die Londoner Polizei jene hohe Summe ausgesetzt hatte, begleitet von seinem Freund und Sekretär Charly Brand, die englische Hauptstadt, um sich jenseits des Kanals in Sicherheit zu bringen.

Die SENEGAMBIA, ein kleines, unscheinbares Dampfschiff, das nicht in der Lage schien, den Gefahren des Kanals zu trotzen, verließ die Reede von Dover.

Der dicke Nebel begann sich zu verziehen. Die Kreidefelsen der englischen Küste waren noch sichtbar, als das bloße Auge bereits die Hafenwerke von Calais unterscheiden konnte.

Lord Lister war allein an Bord gegangen, und Charly Brand hatte die Überfahrt auf dem Schiff angetreten, als ob er den anderen überhaupt nicht kannte.

Man musste auf alles vorbereitet sein. Und obwohl Raffles nicht viel von der Spürkunst der ihn verfolgenden englischen Polizei hielt, ließ er es doch nicht bleiben, seine Spur so weit wie möglich zu verwischen.

Er konnte sich sicher sein, dass die Hafenbehörden des Vereinigten Königreichs per Telegramm von einem sehr genauen Signalement des Flüchtlings und seines Freundes in Kenntnis gesetzt worden waren.

In dieser Hinsicht hatte Lord Lister jedoch seine Maßnahmen getroffen.

Ein falscher Bart, der auf höchst kunstvolle Weise angefertigt und angebracht worden war, und eine Paraffininjektion, die es ihm ermöglichte, seiner Nase eine andere

Form zu geben, hatten ihn so verändert, dass ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte.

Er war überdies im Besitz eines amerikanischen Passes, der ihn als Bürger der Vereinigten Staaten legitimierte – Harrison – und es fiel Raffles leicht, die Worte auszusprechen, wie es den Yankees eigen ist.

Als der Zug in Dover angekommen war, hatten Raffles und Charly den Waggon als zwei sich fremde Menschen verlassen, die zufällig ein Stück zusammen gereist waren.

Beim Ausgang des Bahnsteigs hatte Lord Lister die Polizeibeamten bemerkt, die alle Passagiere mit misstrauischen Blicken aufnahmen.

In gedehntem amerikanischem Englisch hatte er einen Gepäckträger gerufen und ihm befohlen, sein Gepäck an Bord zu bringen.

Er unterhielt sich noch einige Zeit im Yankee-Dialekt mit dem Mann, der, seine Reisetasche tragend, neben ihm herlief, und kam so ungehindert an den spähenden Beamten vorbei.

Ebenso leicht war Charly an ihnen vorbeigekommen, denn sein Signalement war nicht veröffentlicht worden, und niemand achtete daher auf ihn.

Das Boot durchschnitt mit ziemlicher Geschwindigkeit die Wellen des Kanals.

Lord Lister befand sich auf dem Achterdeck und näherte sich Charly, der, als ob er gleichgültig umherspazierte, langsam vorbeischlenderte.

Dicht neben seinem Freund blieb er stehen und blickte mit großem Interesse ins Wasser.

Das Achterdeck war völlig verlassen, und kein Mensch war Zeuge des Gesprächs, das beide Freunde, ohne sich anzusehen, miteinander führten.

Der Lord sprach: »Ich habe ernsthaft darüber nachgedacht. Wir müssen uns vorläufig trennen.«

»Ist das dringend erforderlich?«, klang es von Charlys Lippen.

»Ja«, antwortete Lord Lister. »Die Zeitungen berichten, dass Raffles mit seinem Sekretär geflohen ist, aber von dir ist kein Signalement veröffentlicht worden.

Ich muss vorsichtig sein und werde mich in Paris so lange verbergen, bis mein falscher Bart durch einen echten ersetzt ist. Mithilfe von Paraffininjektionen werde ich meiner Nase diese Form bewahren, und mit meinem starken Bartwuchs kann ich sicherlich in drei Wochen ohne Furcht wieder auftauchen.«

»Und was soll ich in dieser Zeit tun?«, fragte Charly.

»Ich lege die Brieftasche mit den fünfzigtausend Pfund, die ich der Versicherungsgesellschaft entnommen habe, hier auf die Bank. Wenn ich gehe, steckst du sie ein, nimmst dir in Calais einen anderen Wagen als ich und reist nach Paris. Dort quartierst du dich im Hotel Regina unter dem Namen McAllan ein und gibst dich als wohlhabender Schotte aus, der zum Vergnügen für ein paar Wochen nach Paris gekommen ist. Du lebst dementsprechend, zeigst dich sehr großzügig und kümmerst dich ansonsten nicht um mich.«

»Und was geschieht mit dir?«, erkundigte sich Charly Brand in besorgtem Ton.

»Ich habe noch zweitausend Pfund bei mir. Das ist mehr als genug, um in diesen drei Wochen alles in meiner Macht Stehende zu tun, alle möglichen Spuren zu verwischen.«

Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, legte Lord Lister die schwarze Brieftasche, die die Banknoten enthielt, auf einen der Holzstühle dicht neben ihm und wanderte zum Niedergang, der zum Raucherzimmer führte.

Charly näherte sich dem Stuhl, nahm die Brieftasche auf und steckte sie in seine Innentasche.

Wie versunken in Gedanken saß er einige Minuten, starrend auf die sich immer weiter entfernende englische Küste.

Dann stand er auf und begab sich zum Mitteldeck, wo sich mehrere Passagiere auf breiten Liegestühlen bequem gemacht hatten.

Auf einem dieser Stühle ruhte ein junges Mädchen; ihre schlanke Gestalt war in einen Reisemantel gehüllt, der sie gegen den frischen Seewind schützte.

Ihr Gesicht, das trotz des hellblonden Haares sehr interessant war, wurde von einem breiten englischen Reisehut überschattet, der durch einen langen, unter dem Kinn befestigten Schleier gehalten wurde.

Charly konnte nicht umhin, seinen Blick einige Zeit auf das reizvolle Wesen ruhen zu lassen.

Eine große Anziehungskraft ging von dieser ganzen Erscheinung aus. Aus dem Reisemantel, der das Kleid verdeckte, kamen zwei kleine Stiefelletten zum Vorschein, die ein Paar zierlichster Füße eng umschlossen. Ein plötzlicher Windstoß ließ von Zeit zu Zeit die feinen Knöchel

sehen, und wenn dann die Hand aus unter dem Reisemantel zum Vorschein kam, entdeckte man unter dem feinen Seidenhandschuh die anmutigen, schlanken Finger.

Die Dame, die bis dahin ruhig in ihrem Stuhl gesessen hatte, schien zu spüren, dass sie die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Sie schaute auf, und ein langer, herausfordernder Blick ihrer dunklen Augen, die seltenerweise vom Blond des Haares abstachen, fiel auf Charly.

Dieser wandte sich ab, als ob er fürchtete, durch galante Abenteuer hier die Aufmerksamkeit zu erregen.

Die SENEGAMBIA lief in den Hafen von Calais ein, und in sehr kurzer Entfernung von der Anlegestelle stand der Zug nach Paris zur Abfahrt bereit.

Raffles stand bereits vor einem Erste-Klasse-Wagen im Seitenkorridor des Zuges, und er konnte nicht umhin zu lächeln, als er sah, dass sein Freund Charly Brand im angrenzenden Wagen Platz nahm, zusammen mit der pikanten Schönheit, die auch ihm bereits an Bord aufgefallen war.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Lord Lister zog sich in seinen Wagen zurück. Wenn McAllan vorhatte, seine Rolle als wohlhabender Schotte in Paris mithilfe einer galanten Dame zu spielen, hatte er nichts dagegen. Er gönnte dem treuen Jungen gerne dieses Vergnügen.

In Amiens, der ersten bedeutenden Station, kaufte Lord Lister die Pariser Morgenzeitung, die am Bahnhof verkauft wurde, und zu seiner großen Zufriedenheit sah er,

dass sich die Pariser Presse nicht weniger als die Londoner Presse in Vermutungen über die geheimnisvolle Existenz von Raffles vertiefte.

Er fühlte sich noch sicherer, als er bemerkte, dass die Signalemente der französischen Zeitungen ebenso wenig mit seinem verkleideten Aussehen übereinstimmten wie die der englischen Zeitungen.

Der Zug fuhr in den großen Bahnhof St. Lazare in Paris ein, wo das Licht der elektrischen Lampen glänzte.

Lord Lister hatte den Bahnsteig verlassen und war gerade dabei, in einen Mietwagen zu steigen, als er sich noch einmal umsah, um seinen Freund in der Menschenmenge zu suchen.

Er sah ihn, und wieder flog ein Lächeln über sein Gesicht.

Charly Brand stand in kurzer Entfernung von ihm vor einem geöffneten Mietwagen und half der blonden Dame einzusteigen. Darauf rief er dem Kutscher eine Adresse zu, die der Lord wegen des Lärms um ihn herum nicht verstehen konnte, nahm neben der Dame Platz, und der Wagen rollte weg.

Lachend stieg Raffles in seinen Mietwagen und fuhr zum Hotel, das er dem Kutscher genannt hatte.

2. Kapitel

Gestohlenes Gut gedeiht nicht

Bereits vier Tage war Raffles in Paris. Bereits vier Tage lang genoss er das ständig wachsende Gefühl der Sicherheit, das sich seiner bemächtigte, wenn er die Zeitungsberichte über seine eigenen Angelegenheiten las.

Er hatte sich in Montparnasse ein Zimmer in einem zweitklassigen Hotel gemietet.

Lord Lister stand vor dem schmalen Eingang seines Hotels und überlegte, wie er den Abend verbringen würde.

Ihm war langweilig und es tat ihm leid, auf so lange Zeit die Gesellschaft von Charly missen zu müssen.

Es war halb fünf Uhr und die ersten Abendzeitungen mussten bereits erschienen sein.

Raffles lief zum nächsten Zeitungskiosk und entfaltete, langsam weitergehend, das dort gekaufte Blatt, während sein Blick über die Spalten flog.

Plötzlich blieb er stehen.

Sein Blick blieb auf der in fetten Buchstaben gedruckten Überschrift eines kurzen Stadtberichts gerichtet, dessen Inhalt ihn stark interessierte.

Da stand in dicken Buchstaben:

> *Selbstmordversuch im Hotel* Regina.
> *Ein reicher Schotte wird bei einem galanten Abenteuer ausgeraubt und versucht, aus Verzweiflung, sich das Leben zu nehmen.*

Raffles hatte Mühe, sich zu beherrschen.

Kein Zweifel möglich, dieser reiche Schotte, von dem hier die Rede war, musste Charly Brand sein.

Mit fieberhafter Eile flog er den Artikel durch, der seinen Verdacht bestätigte.

Der Schotte hieß McAllan, er hatte versucht, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, und war schwer verwundet ins St. Louis Krankenhaus gebracht worden.

Raffles zögerte keinen Augenblick. Er sprang in ein Mietfahrzeug und 20 Minuten später befand er sich am Eingang des Krankenhauses.

Ohne große Mühe gelang es ihm, zum Bett von Charly zugelassen zu werden.

Der Unglückliche war bei Bewusstsein. Die in den Hinterkopf eingedrungene Kugel war bereits von den Ärzten entfernt worden, und es bestand keine Lebensgefahr mehr.

Als Raffles eintrat, traten Charly Brand Tränen in die Augen.

Der junge Arzt, der Raffles hereingebracht hatte, entfernte sich bescheiden, und kaum waren die beiden Freunde allein, erzählte Charly weinend, was mit ihm geschehen war.

Er hatte sich der Frau angeschlossen, die ihm an Bord der SENEGAMBIA aufgefallen war.

Nachdem sie sich anfangs mehrfach geweigert hatte, war sie am zweiten Tag damit einverstanden, mit ihm ins Theater zu gehen.

Charly hatte weniger den Plan gehabt, galante Abenteuer zu suchen, als vielmehr die ihm von Lord Lister aufgetragene Rolle des übermütigen Reichen gut zu spielen.

Nach der Vorstellung hatte das Auto der Dame auf ihn gewartet. Charly war eingestiegen, und lächelnd präsentierte die blonde Dame ihm eine gut gefüllte Bonbonniere. Mit ihrer wohlgeformten weißen Hand schob sie ihm einen der Bonbons in den Mund.

Weiter wusste Charly nicht, was mit ihm geschehen war.

Er musste im Wagen eingeschlafen sein, und um fünf Uhr morgens fand ihn ein Polizeibeamter an der Ecke der Rue Rivoli, in der Nähe seines Hotels.

Er lag dort auf dem Straßenpflaster, gegen eine Mauer gelehnt.

Die Geldbörse mit 49 000 Pfund darin war verschwunden, andere wertvolle Gegenstände und einige Hundert-Franc-Scheine, die er in seiner Weste trug, hatte man in seinem Besitz belassen.

Nachdem man ihn ins Hotel gebracht hatte, war ihm erst das volle Bewusstsein dessen, was mit ihm vorgefallen war, gekommen.

Die schreckliche Tatsache stand ihm klar vor Augen: Er hatte den ihm anvertrauten Schatz verloren.

Verzweiflung ergriff ihn, er wollte sich eine Kugel durch den Kopf jagen, aber der Schuss missglückte und brachte ihm nur eine Verwundung bei, ohne ihn zu töten.

Raffles hörte sich Charlys Bericht an, ohne ihm ins Wort zu fallen.

»Gott sei Dank!«, rief er aus, »dass deine Hand zitterte

und du deinen Plan also nicht ausführen konntest! Wie kann man nur so dumm sein, mein Junge, sich wegen ein wenig Geld das Leben nehmen zu wollen!«

Mit feuchten Augen sah Charly ihn an.

»Verzeihst du mir also, Edward?«

»Ach komm, es gibt nichts zu verzeihen«, antwortete Raffles. »Ich habe ungeheuer große Lust, in diesem speziellen Fall die Rolle des Sherlock Holmes zu spielen, um diese edle Dame und ihre Komplizen, denn solche muss sie haben, aufzuspüren und ihnen, wenn möglich, einen Teil des Gestohlenen wieder abzunehmen.

Du weißt sicher nicht, welchen Weg das Auto nahm?«

»Nein, ich habe nicht die leiseste Ahnung davon, denn ich bin offensichtlich unmittelbar nach dem Verzehr des Bonbons eingeschlafen«, sagte Charly.

»Nun, ich habe die schöne Dame an Bord gesehen und würde sie unter jeder Verkleidung wiedererkennen. Sollte mich der Zufall auf ihren Weg bringen, dann kannst du sicher sein, dass ich das Nest der Ungerechtigkeit aufspüre.«

»Was willst du tun?«, fragte Charly angespannt.

»Vorläufig nichts!«, antwortete Lord Lister.

»Ich werde nur dafür sorgen, dass ich auf einen solchen Zufall vorbereitet bin und nicht selbst Opfer ihrer Schlafmittel werde. Außerdem möchte ich nicht gerne, dass sich die Polizei mit mir befasst. Vorläufig würde ich lieber nichts mit diesen Herren zu tun haben.«

Charly lächelte.

»Hat man dich bereits verhört?«, fragte Raffles plötzlich.

»Nein, noch nicht«, antwortete der Patient, »aber das wird heute Abend geschehen. Man hat mir den Besuch des Kommissars bereits angekündigt.«

Raffles schien einen Augenblick ernsthaft nachzudenken.

»Erzähl ihm, was du willst«, meinte er schließlich, »aber in keinem Fall die Wahrheit; bringe ihn so weit wie möglich von einer möglichen Spur ab, denn ich will diese Angelegenheit selbst ungestört und in aller Ruhe aufklären. Verstanden?«

Charly nickte.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr dem jungen Mann, da sein Freund ihm keinen einzigen Vorwurf gemacht hatte.

»Ich gehe jetzt und besuche dich morgen wieder«, sagte Raffles und stand auf.

Darauf drückte er Charly mit einigen freundlichen Worten die Hand und verabschiedete sich.

Die Acacia-Allee im Bois de Boulogne ist morgens zwischen 11 und 12 Uhr der Sammelplatz der eleganten Müßiggänger beiderlei Geschlechts, welche in Paris zahlreicher sind als irgendwo sonst auf der Welt.

Damen aus guten Kreisen begeben sich nur in Gesellschaft von Herren dorthin, während die Vertreterinnen der Demi-Monde und der Theaterwelt hier allein oder begleitet von ihren Luxushunden flanieren.

Das Gewimmel von Menschen war heute besonders lebhaft in der Acacia-Allee. Reiter und Fußgänger passierten sich in bunten Reihen, während elegante Wagen hin und

her über den mit Herbstblättern bedeckten Fahrweg ratterten.

Auf einem der Mietstühle, die auf beiden Seiten des Weges bereitstanden, saß ein einsamer Zuschauer.

Der nach amerikanischer Mode gepflegte Bart, die schweren Augenbrauen und die große Nase mit zu breiter Spitze verrieten deutlich den Amerikaner, während die solide und zugleich elegante Kleidung den Typ vollendete.

Der Mann machte den Eindruck, sehr blasiert und reich zu sein, und wer ihn dort so aufmerksam mit seinen hellen, graublauen Augen die vorbeigehenden Damen betrachten sah, musste denken, dass er hierhergekommen war, um angenehme weibliche Gesellschaft zu suchen.

Da nahte am Ende der Allee eine elegante Kutsche.

Die Dame, die die Pferde lenkte, eine typische Blondine, deren auffallend einfache Toilette ihren feinen Geschmack verriet, schien in dieser Umgebung noch unbekannt zu sein, denn im Gegensatz zu den anderen Frauen grüßte sie niemand.

Doch schien sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und als der Amerikaner von seinem Stuhl aus die schöne Wagenlenkerin bemerkte, stand er auf, um sie besser sehen zu können.

Die Blondine sprang, nachdem sie bis zur Mitte der Allee gefahren war, mit einer anmutigen Bewegung aus dem Wagen. Sie warf dem Groom, der auf der Rückbank saß, die Zügel zu und begab sich zum Fußweg.

Der einsame Zuschauer hielt seinen Blick unverwandt

auf sie gerichtet. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er all ihren Bewegungen und sah, wie sie forschend auf die Herren blickte, die an ihr lächelnd vorbeigingen.

Keiner von ihnen schien sie jedoch betören zu können, und so war sie dem Amerikaner näher gekommen, der sie mit einem langen Blick und einem kaum merklichen Lächeln in den Augen ansah, während er höflich seinen Hut vor ihr lüftete.

Ein Nicken und ein ermunternder Blick aus den dunklen Augen war seine Belohnung.

Er näherte sich ihr und in tadellosem Französisch mit leichtem amerikanischen Akzent sprach er: »Madame, ich bin Ihnen dankbar für die Art und Weise, wie Sie meinen unhöflichen Gruß erwidern.«

»Ah! Sie sind ein Amerikaner«, merkte die Dame lächelnd an, und noch bevor er ihr antworten konnte, fuhr sie fort: »Wenn Sie mögen, lunchen wir zusammen im *Café de Madrid*.«

»Ich richte mich natürlich nach all Ihren Wünschen«, entgegnete der galante Amerikaner.

Die Dame wandte sich um, die Kutsche wurde von dem Groom an den Rand des Fußwegs gefahren, sie nahm Platz und ergriff die Zügel.

Mit einer sprechenden Handbewegung lud sie den Amerikaner ein, den Platz an ihrer Seite einzunehmen.

Raffles, denn er war es, fuhr mit der Abenteurerin, die er sofort als die Schöne der SE NEGAMBIA erkannt hatte, zum *Café de Madrid*.

Das Essen war vorbei.

Die Kellner, die auf geräuschlose Weise die Gäste des teuren *Café de Madrid* bedienten, stellten die Mokkatassen auf das Tischchen, an dem Raffles und seine elegante Dame ihre Mahlzeit zu sich genommen hatten.

Das Gespräch verlief ausgezeichnet, aber Raffles hatte allen Grund, sich zu wundern. Jeder Versuch, den er unternahm, um dem Gespräch einen mehr oder weniger pikanten Anstrich zu geben, scheiterte.

Raffles stand vor einem Rätsel.

Diese Frau, die sich von ihm wie eine gewiefte Demi-Mondaine hatte ansprechen lassen, benahm sich nun wie eine Dame aus den besten Kreisen. Und doch war er sich sicher, derselben Person gegenüber zu haben, die Charly zu ihrem Opfer gemacht hatte.

Ihre Einladung jedoch, abends die Oper mit ihr zu besuchen, vertrieb seinen Zweifel wieder. Er versprach es ihr und beide standen auf, um zu gehen.

Sein Angebot, sie nach Hause begleiten zu dürfen, lehnte sie ab, ebenso sein Vorschlag, sie abends abzuholen. Sie bat ihn, gegen acht Uhr an der Treppe der großen Oper auf sie zu warten.

Darauf nahm sie in der anmutigen Kutsche, die draußen wartete, Platz, nahm die Zügel aus den Händen des Grooms und nach einem anmutigen Nicken der Dame entfernte sich das Gespann und war bald aus den Blicken des verwunderten Raffles verschwunden.

3. Kapitel

In der Höhle des Löwen

Die Vorstellung in der Großen Oper war zu Ende. Im hellen Licht der elektrischen Lampen bewegte sich eine unabsehbare Menschenmenge über den Boulevard, sodass der große Strom der Opernbesucher, der das Gebäude verließ, unmerklich darin aufging.

Lord Lister schritt an der Seite seiner neuesten Eroberung durch das mittlere Vestibül. Ein weiter, schwarzer Abendmantel hing über seinen Schultern und verdeckte nur wenig von dem eleganten Frack, der seine hochgewachsene Gestalt sehr vorteilhaft zur Geltung brachte.

Seine Begleiterin, deren prächtiges Kleid unter dem locker umgeworfenen weißen Theatermantel zu sehen war, wandte sich nun an ihren neuen Freund.

»Ich habe mein Automobil bestellt, und wenn Sie Lust haben, nehmen wir das Souper bei mir zu Hause ein. Ich habe bereits alles vorbereiten lassen.«

Mit einem freundlichen Lächeln nahm Raffles die Einladung an. Er spürte, dass der entscheidende Augenblick gekommen war und man ihm ein ähnliches Schicksal zugedacht hatte wie seinem Freund Charly – der das Krankenhaus vor nunmehr zwei Wochen vollkommen genesen verlassen hatte. Lord Lister hatte seinem Freund nicht mitgeteilt, dass er der Räuberin auf der Spur war.

»Hier steht mein Wagen«, sagte die Dame und deutete auf eines der vielen bereitstehenden Automobile.

»Nach Hause!«, rief sie dem kleinen, mageren Chauffeur zu. Galant öffnete Lord Lister die Tür des Coupés und half ihr beim Einsteigen.

Mit einem Griff in seine Manteltasche vergewisserte er sich, dass seine Pistole dort griffbereit lag. Dann nahm er neben der Dame Platz, und der Wagen schlug den Weg zur Champs-Élysées ein.

Raffles holte ein goldenes Zigarettenetui aus seiner Westentasche und sprach zu der schönen Blondine: »Sie gestatten sicher, dass ich eine Zigarette rauche?«

»O, ich wollte Ihnen gerade meine Pralinen anbieten«, antwortete sie, während sie eine kleine Bonbonniere zum Vorschein holte.

Lord Listers Herz pochte, denn nun war der kritische Moment gekommen.

»Lassen Sie uns tauschen, Madame. Ich nehme Ihre Praline, wenn Sie mit Ihrem kleinen Mund ein paar Züge von meiner Zigarette nehmen.«

»Wenn Sie es wünschen«, erklang es lachend, und zwei Perlenreihen schimmerten zwischen ihren Lippen. Er steckte ihr eine Zigarette zwischen die Lippen und gab ihr Feuer. Während sie den Tabakrauch in langen Zügen einsog, nahmen ihre mit Ringen geschmückten, weißen Finger eine Praline aus dem zierlichen Dose und hielten sie an den Mund ihres Kavaliers.

Raffles kannte die Wirkung dieser Nascherei. Vorsichtig hielt er die Praline zwischen den Zähnen, und während er sich verneigte, um der Dame die Hand zu küssen, ließ er das gefährliche Betäubungsmittel unbemerkt in seine

rechte Hand gleiten. Mit leerem Mund setzte er noch einige Augenblicke die Kaubewegung fort.

Mit großer Genugtuung sah er, dass die Dame seiner Zigarette alle Ehre erwies.

Darauf lehnte er sich in die Polster zurück und schloss zum Schein die Augen, wobei er seinen Blick jedoch durch die kaum geöffneten Lider unverwandt auf seine Begleiterin gerichtet hielt. Er sah deutlich, wie sie ihn mit einem teuflischen Lächeln musterte.

Einen Augenblick wartete sie noch, dann erhob sie sich, löschte das Licht im Wagen und gab dem Chauffeur durch mehrmaliges Klopfen gegen eines der Fenster ein Zeichen.

Das Fahrzeug hatte inzwischen die Place de la Concorde erreicht und bog nun auf die Champs-Élysées ein. Die Zigarette, die ein stark wirkendes Schlafmittel enthielt, musste bald ihre Wirkung entfalten, damit Raffles' Plan gelang – denn er hatte keine blasse Ahnung, wie lange die Fahrt noch dauern würde.

Plötzlich bemerkte er, wie die Dame sich zurücklehnte und in dieser Haltung reglos liegen blieb. Um Gewissheit zu haben, trat er ihr – scheinbar in tiefen Schlaf versunken – auf den Fuß, doch sie rührte sich nicht.

Nun stand er auf und beugte sich über sie; sie war fest eingeschlafen, und Raffles wusste, dass sie in den nächsten zehn Stunden nicht erwachen würde.

Entschlossen zog er seinen weiten Abendmantel aus; den Revolver steckte er sicherheitshalber in eine seiner Hosentaschen. Darauf nahm er ihr den leichten Theatermantel von den Schultern und hüllte sie so fest in seinen

eigenen, dass ihr Kleid völlig bedeckt war. Ihren Mantel legte er sich locker um, sodass er das Kleidungsstück jederzeit mühelos abwerfen konnte.

Nun blickte er durch das Fenster nach draußen. Der Wagen war gerade in eine der breiten Alleen des Bois de Boulogne eingebogen, und Raffles schloss aus dem verringerten Tempo, dass sie sich dem Ziel näherten. Aufmerksam sah er hinaus und konnte trotz der unzulänglichen Beleuchtung die Hausnummern erkennen.

Das Auto hielt an; ein einziger Blick verriet Raffles, dass das Haus, vor dessen Gartentor sie standen, die Nummer 117 trug. Der Chauffeur gab mit der Hupe ein Zeichen, das Tor schein sich automatisch zu öffnen, und der Wagen fuhr langsam hinein, bis dicht vor das hohe, geräumige Portal des Gebäudes.

Raffles sah, wie die Gestalt eines alten Mannes aus der geöffneten Tür trat, und er konnte deutlich hören, wie der Chauffeur dem Alten zuflüsterte: »Er ist betäubt, Tatiana hat mir das Zeichen gegeben.«

Der Wagen war nun durch das Portal hineingefahren, die breiten Flügel hatten sich wieder geschlossen, und Raffles konnte im Licht der beiden Scheinwerfer sehen, wie der Chauffeur vom Bock sprang und sich zusammen mit dem Alten der Wagentür näherte.

Der entscheidende Augenblick war da.

Raffles' rechte Hand umklammerte krampfhaft seinen Revolver, und während er mit der linken von innen die Tür öffnete, flüsterte er gedämpft: »Pst, ganz leise!«

Bei diesen Worten hob er die in seinen Mantel gehüllte

Frauengestalt in die Arme der beiden Männer. Da das Licht im Wagen gelöscht war, war es ihnen unmöglich, die Täuschung zu bemerken. Bereitwillig nahmen sie ihre vermeintliche Beute in Empfang, und gerade, als sie den Lichtkreis der Scheinwerfer erreichten, rief eine donnernde Stimme ihnen zu: »Halt!«

Entsetzt blickten sie sich um. Wie gelähmt vor Schreck ließen sie ihre Last fallen.

Vor ihnen, an das Auto gelehnt, stand ein Mann im Frack, der ihnen mit drohender Gebärde seinen Revolver entgegenhielt.

Ein einziger Blick auf die Gestalt zu ihren Füßen offenbarte ihnen, was geschehen war.

Ehe noch ein einziges Wort über ihre Lippen kam, erklangen in gebieterischem Ton Raffles' Befehle.

»Hebt die Frau auf und tragt sie ins Haus! Ich folge euch, und beim geringsten Widerstand schieße ich euch beide nieder. Das Magazin reicht völlig aus, um sieben Schuften das Lebenslicht auszublasen.«

Der alte Mann versuchte stammelnd etwas zu erwidern, doch schon hieß es: »Kein Wort, oder ich schieße! Los, tut, was ich euch befehle!«

Zitternd vor Angst hoben die Männer den reglosen Körper auf, und gefolgt von Raffles, der in der einen Hand die Pistole und in der anderen seine Taschenlampe hielt, setzte sich die Gruppe schweigend in Bewegung. Sie stiegen eine kleine Treppe hinauf, die zu einer Glastür führte. Durch diese gelangten sie in ein Vestibül, das von einer einzelnen Lampe schwach erleuchtet wurde.

In dieses mit dicken Teppichen ausgelegte Vestibül, dem bequeme englische Clubsessel eine behagliche Wohnlichkeit verliehen, mündeten drei Türen, die offenbar zu den Haupträumen der Villa führten. Die beiden Träger blickten zu Raffles zurück, als warteten sie auf seine weiteren Befehle.

Raffles befahl ihnen, Tatiana niederzulegen.

Während er seine Waffe auf sie gerichtet hielt, begann er mit leiser, doch nicht minder gebietender Stimme: »Ihr habt vor drei Wochen dem Schotten MacAllan alles geraubt und ihm 49 000 Pfund in englischen Tausend-Pfund-Noten abgenommen. Ihr müsst mir das Geld zurückgeben.«

»Wir haben es nicht mehr«, stammelte der Alte zitternd.

»Du lügst«, antwortete Raffles gelassen. Und als der Alte darauf nichts zu erwidern wusste, fuhr er fort: »Ihr habt die Wahl: Entweder ihr gebt das Geld zurück, dann lasse ich euch in Ruhe und kümmere mich nicht mehr um euch – oder ihr weigert euch. Dann rufe ich unverzüglich die Polizei, nachdem ich es euch mit dieser Waffe unmöglich gemacht habe zu fliehen.«

»Gehören Sie selbst denn nicht zur Polizei?«, wagte der Alte nun hochgradig erstaunt zu fragen.

»Nein«, antwortete Raffles und lächelte bei dem Gedanken, dass man ihn für einen Detektiv hielt.

Der alte Mann schien einen Augenblick nachzudenken, doch Raffles ließ ihm nicht viel Zeit.

»Nun, ein bisschen rascher, ich warte auf eine Antwort!«, fuhr er ihn an.

Zögernd begann der Alte: »Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, wir besitzen nur noch einen Teil des Geldes. Wenn Sie uns folgen wollen, können Sie sich selbst davon überzeugen.«

»Gut«, antwortete Raffles. »Ihr geht voraus. Aber wenn ihr glaubt, mir einen Streich spielen zu können, dann rechnet damit, dass euer letztes Stündlein geschlagen hat.«

Der alte Mann öffnete eine der Türen, die ins Vestibül führten, und trat, gefolgt vom Chauffeur, ein.

»Macht Licht!«, befahl Raffles, und im selben Augenblick erstrahlte ein großer Kronleuchter, der in der Mitte des Zimmers an der Decke hing.

Raffles trat ein und überblickte den Raum mit einem einzigen Blick.

Der Alte ging zu einem Schreibtisch und wollte eine der Schubladen öffnen.

»Halt!«, rief Raffles. »Was ist da drin?«

»Der Rest des Geldes«, antwortete der alte Mann.

»Keine Waffen?«

»Nein«, antwortete dieser.

»Kerl, ich glaube dir nicht«, sagte Raffles.

Er befahl dem Chauffeur, sich mit erhobenen Armen in die entfernteste Ecke des Raumes zu stellen. Der Mann gehorchte.

Nun näherte sich Raffles dem Alten, presste ihm die Mündung der Pistole an die Schläfe und befahl ihm, den Schreibtisch zu öffnen.

»Wenn sich in dem Schreibtisch etwas befindet, was deinen Worten widerspricht, schieße ich.«

»Der Schreibtisch enthält nichts als Bücher und den Rest des Geldes«, antwortete der Bedrohte vor Angst zitternd.

»Dann öffne ihn!«

Raffles sah, dass der alte Mann die Wahrheit gesagt hatte. Vor seinen Augen lag seine eigene Brieftasche – dieselbe, die er Charly Brand an Bord der SENEGAMBIA gegeben hatte. Raffles nahm sie an sich und öffnete sie, ohne die beiden Männer aus den Augen zu lassen. Es befanden sich noch 19 Tausend-Pfund-Noten darin.

»Wo ist der Rest des Geldes?«, fragte Raffles. »Und zwar die Wahrheit!«

Der Alte zögerte keinen Augenblick: »Ich habe es verwendet, um dieses Haus zu kaufen, das wir früher gemietet hatten.«

»Unter welchem Namen sind Sie Eigentümer geworden?«

»Ich heiße Gregor Komartschew.«

»Sind Sie Russe?«

»Russischer Abstammung, aber türkischer Staatsbürger.«

»Und Tatiana?«

»Ist meine Tochter.«

»Und er?« Raffles deutete mit dem Revolver auf den Chauffeur.

»Das ist mein Neffe Andrej.«

»Treibt ihr euer Gaunerhandwerk schon lange?«, erkundigte sich Raffles.

»Nein, Monsieur«, antwortete Komartschew. »Und glauben Sie mir, das Ziel unserer Raubzüge ist weniger

schurkisch als die Tat selbst. Das Geld, das wir erbeuten, dient dazu, unsere unglücklichen Brüder in der Türkei zu befreien.«

Lord Lister war von Natur aus zu misstrauisch, um einer solchen sentimentalen Geschichte ohne Weiteres Glauben zu schenken. Andererseits sprachen die Umstände nach allem, was er hier gesehen hatte, für den alten Mann. Er nahm die Brieftasche mit dem restlichen Geld und steckte sie ein.

Darauf sprach er in weniger drohendem Ton zu den beiden: »Euer Bestreben, reichen Müßiggängern die Taschen zu leeren, um ihr Geld für nützlichere Zwecke einzusetzen, ist mir nicht ganz unsympathisch, und es könnte gut sein, dass wir zu einer Vereinbarung gelangen. Wenn ihr mir gegenüber offen seid, habt ihr nichts von mir zu befürchten – selbst wenn das fehlende Geld nicht wieder auftaucht. Ich werde morgen Nachmittag mit meinem Freund MacAllan zu euch kommen – demselben, den ihr vor drei Wochen ausgeraubt habt –, und wenn ihr mir beweisen könnt, dass eure Geschichten auf Tatsachen beruhen, will ich euch in mehr als einer Hinsicht behilflich sein. Vorerst vertraue ich euch noch nicht. Geht mir also beide voraus und bringt mich wieder hinaus. Wenn ich weg bin, müsst ihr Tatiana zu Bett bringen. Sie wird im Laufe des Morgens von selbst aus ihrer Betäubung erwachen. So, zeigt mir nun den Weg.«

Beide Männer gingen vor ihm her, und nach einigen Minuten hatte Raffles das Haus an der Avenue im Bois de Boulogne verlassen. Er schritt durch die dunklen Straßen,

während die Ereignisse dieses Tages – von der Begegnung im Bois de Boulogne bis zum dramatischen Ende – in seinen Gedanken noch einmal Revue passierten.

Das rätselhafte Verhalten des jungen Mädchens war ihm nun verständlich; die Erzählung des alten Mannes genügte, um Tatianas sonderbare Haltung zu erklären. Doch enthielten Komartschews Worte auch die Wahrheit? Es fiel Raffles nicht schwer, daran zu glauben, aber er liebte es nicht, bloß sein Gefühl walten zu lassen, wenn es sich um Angelegenheiten handelte, die nur durch einen logischen Verstand aufgeklärt werden konnten.

Dennoch stieg immer wieder die liebliche Erscheinung Tatianas vor ihm auf, neben dem Bild gekränkten Leids, das der Gedanke an den alten Komartschew in ihm wachrief.

Und als Raffles gegen drei Uhr morgens sein Bett aufsuchte, hoffte er von ganzem Herzen, dass das Ergebnis seiner Nachforschungen über die Bewohner der Villa nicht im Widerspruch zu ihren eigenen Angaben stehen würde.

4. Kapitel

In den Katakomben

»Hier ist mein Laboratorium. Ich bin von Beruf Chemiker, und hier in diesem Raum stelle ich die Pralinen her, die Tatiana braucht, um unsere Opfer zu betäuben.«

»Auf dieser kleinen Steindruckpresse drucken wir Flugblätter, die von hier aus unter großen Mühen ins Osmanische Reich geschmuggelt werden.«

»Und wo befindet sich der Geheimgang?«, fragte der Amerikaner.

»Hier, sehen Sie!«

Komartschew war zum Kamin gegangen; durch einen Druck auf eine Feder, die geschickt in der Schnitzerei verborgen war, schob er den Kaminkorpus wie eine Tür zur Seite. Er wies Raffles einen schmalen Eingang, der nun sichtbar geworden war.

Raffles trat näher. Er blickte in die dunkle Öffnung und sah eine Treppe, die nach unten führte, deren unterer Teil sich jedoch in der Finsternis verlor.

»Bring Licht!«, befahl er Komartschew. »Wir gehen nach unten.«

In diesem Augenblick erschien Andrej auf der Schwelle der Tür, die zum Schlafzimmer führte. Mit vor Wut verzerrtem Gesicht sah er Raffles an und zischte mühsam: »Meine Wohnung lässt du in Ruhe! Der Alte« – er deutete auf Komartschew – »mag sich von dir überrumpeln lassen, ich nicht!«

Mit unerschütterlicher Ruhe blickte Raffles dem jungen Mann in die Augen. »Wenn Worte nicht genügen, habe ich andere Mittel für dich.« Darauf drehte er ihm voller Verachtung den Rücken zu.

Hinter Andrej sah Raffles Charly stehen, der den Wortwechsel gehört hatte. Andrej schien sich jedoch beruhigt zu haben, und von Charly gefolgt, trat er in den Raum.

Komartschew hatte inzwischen eine Laterne angezündet, die auf dem Regal stand, und stieg nun mit dem Licht die schmale Treppe hinab. Der Amerikaner folgte ihm; hinter ihm ging Andrej und schließlich der vermeintliche Schotte MacAllan.

Auf Komartschews Bitte zog Charly den Kaminkorpus, der als Tür diente, hinter sich zu, und beim flackernden Licht der Laterne stiegen sie eine steile Wendeltreppe von etwa vierzig Stufen hinab.

Der Gang, den sie nun erreichten, mochte zwölf bis fünfzehn Meter tiefer als die Straße liegen. Er war so breit, dass zwei Männer aneinander vorbeigehen konnten. Lord Lister begriff, dass er sich hier in einem der tiefen Schächte befand, die noch heutzutage als Überreste der alten Katakomben das unterirdische Paris durchziehen. Vermorschte Totenschädel und halb verweste Knochen, die auf dem Boden lagen, bewiesen, dass Lord Listers Vermutung richtig war.

Langsam bewegten sich die vier Männer im Schein der Laterne vorwärts.

Plötzlich spürte Raffles, dass Andrej sich an ihm vorbeidrängte. Noch ehe er begriff, was dieser vorhatte, hatte sich Andrej zwischen ihn und Komartschew geschoben, und im selben Augenblick erklang ein Schlag. Der junge Mann hatte die Laterne auf den Boden geworfen, das Licht erlosch, und undurchdringliche Finsternis umgab sie alle.

Sofort begriff Raffles den Ernst der Lage. Er wollte rasch seinen Revolver und die Taschenlampe hervorholen, doch schon spürte er, wie ihn zwei Arme gepackt hielten und

auf den Boden schleuderten. Seine Kehle wurde von einer starken Hand umklammert, und mit drohender Stimme klang es an sein Ohr: »Schurke, mach Licht, oder ich würge dich!«

Raffles erkannte die Stimme Charly Brands, der im Glauben war, Andrej gepackt zu haben. Er wollte Charly warnen, doch vergebens versuchte er ein Wort herauszubringen; wie in einem Schraubstock war seine Kehle zugeschnürt.

Doch da drang ein schwacher Lichtstrahl durch die Dunkelheit, und mit großer Eile näherte sich Tatiana der Gruppe. In ihrer linken Hand hielt sie eine Laterne, die ein helles Licht verbreitete.

Im selben Augenblick schlich Andrej auf Charly zu, der über Lord Lister gebeugt stand. Er hielt einen blanken Dolch in der erhobenen Hand. Ein heiseres Lachen entwich den Lippen des Schurken, und noch ehe Charly aufblicken konnte, war der Dolch in seine Seite gedrungen.

Mit einem Schrei wollte Charly aufstehen, sank jedoch bewusstlos auf Raffles nieder, der sich nun unter Anspannung all seiner Kräfte vom Boden aufrichtete.

Lord Lister überblickte mit einem einzigen Blick die Lage und begriff sofort, was hier geschehen war. Durch einen Faustschlag niedergestreckt lag der alte Mann neben der Laterne auf dem Boden. Dicht bei Raffles war Charly zusammengesunken, und totbleich stand Andrej an der Wand, die blutige Waffe in der Hand.

Mit einem Fluch wollte sich der Kerl nun auf Tatiana stürzen, doch Raffles kam ihm zuvor. In der Rechten die

Pistole umklammert, rief er dem jungen Mann zu: »Zurück, oder ich schieße!«

Andrej wollte sich auf seinen neuen Gegner werfen, doch als er sich herumdrehte, glitt sein Fuß aus; er stürzte, und seine eigene Mordwaffe drang ihm ins Herz. Ein Blutstrom ergoss sich, ein kurzer Todeskampf folgte, und Andrej war eine Leiche.

Erst jetzt sah Tatiana, dass MacAllan verwundet war. Mit einem Schrei des Schreckens zog sie die Kleidung von der Wunde und versuchte mit ihrem Taschentuch das Blut zu stillen.

Raffles, der bemerkte, dass Komartschew aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte, schob die zitternde Tatiana zur Seite.

»Lass das, mein Kind, ich werde unseren Freund zur Villa zurücktragen. Ich hoffe, seine Wunde ist ungefährlich. Hilf du deinem Vater, der deine Stütze braucht.«

Darauf nahm er Charly auf die Arme und trachtete, ihn zur Treppe zurückzutragen. Auf den Arm seiner Tochter gestützt, folgte der alte Komartschew.

Mühsam stiegen sie die Treppe hinauf, und während der alte Mann erschöpft in einen Stuhl sank, bettete Raffles mit Tatianas Hilfe den verwundeten Freund auf das Bett des jungen Mädchens. Eine flüchtige Untersuchung hatte ihn davon überzeugt, dass die Wunde tatsächlich ungefährlicher Natur war. Vor allem musste durch einen festen Verband weiterer Blutverlust verhindert werden.

Mit feuchten Augen lauschte Tatianas Vater Raffles' Bericht über die Geschehnisse im unterirdischen Gang. Als

der Alte sich wieder vollständig erholt hatte, bat Raffles ihn, noch einmal den Weg zum Gebäude am anderen Ende des Ganges zu begehen. Er konnte seinen Freund beruhigt der Pflege des jungen Mädchens anvertrauen, und ohne Zögern machten sich die beiden Männer wieder auf den Weg.

Der Gang wies überall die gleichen Abmessungen auf. Nachdem die beiden eine Strecke von zwei Kilometern zurückgelegt hatten, blieb der ergraute Führer plötzlich stehen.

Raffles sah im Schein der Laterne die ausgetretenen Stufen einer Steintreppe, die nicht so hoch war wie jene, die zur Villa führte. Die sechs schmalen Stufen führten zu einer Geheimtür, die auf fast unsichtbare Weise in der Wand angebracht war und nun von Komartschew geöffnet wurde.

Das helle Tageslicht schien den beiden Männern ins Gesicht. Raffles steckte seine Taschenlampe in die Tasche und folgte Komartschew in ein kleines Zimmerchen, dessen Kamin – ebenso wie in der Villa an der Avenue du Bois de Boulogne – den Zugang zu den Katakomben verdeckte.

Es schien ein Schlafraum zu sein, denn in einer der Ecken stand ein Bett. Die schmalen, altmodischen Fenster blickten auf einen Garten. Dichte Vorhänge, die bis auf den Boden herabhingen, verwehrten jeden Blick ins Innere.

Raffles trat an eines der Fenster und öffnete den Vorhang. Er sah, dass das Zimmer im Erdgeschoss lag, und auf der anderen Seite des Gartens bemerkte er ein einstöckiges Wohnhaus, dessen Front vermutlich zur Straße

zeigte. Der Raum, in dem er sich befand, gehörte zu einem separat gelegenen Gartenhaus.

Komartschew bestätigte ihm, dass seine Vermutungen richtig waren. Das Gartenhaus, das lediglich aus zwei Räumen bestand, die in einen kleinen Flur mündeten, gehörte zu dem Haus in der Rue Bayen, das von seinem Eigentümer, einem alten Junggesellen namens Menuisier, völlig allein bewohnt wurde. Dieser M. Menuisier war das Gesprächsthema aller klatschhaften Frauen aus Ternes – so hieß das Stadtviertel, in dem dieses Anwesen lag. Seine Geiz war sprichwörtlich, und man erging sich in allerlei Mutmaßungen über den Ursprung seines unermesslichen Vermögens. Zwielichtige Geschäfte und Wucher schienen die Hauptquellen seines Kapitals zu sein. Er betrieb sein Wuchergeschäft schon lange nicht mehr und lebte zurückgezogen, doch seine unersättliche Habgier hinderte ihn daran, seine Schätze zu genießen. Er lebte mit seiner alten Haushälterin zusammen, von der man sich erzählte, sie sei einst seine Geliebte gewesen, und war froh, einen gut zahlenden Mieter für sein Gartenhaus gefunden zu haben, von dessen unterirdischem Ausgang er keine Ahnung hatte.

Raffles hatte Komartschews Erzählungen mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Dieser M. Menuisier schien ihn ganz besonders zu interessieren, und sogleich keimte in ihm der Plan auf, diesen ehemaligen Wucherer zu seinem nächsten Opfer zu machen.

Ohne sich Komartschew gegenüber etwas anmerken zu lassen, trat er mit ihm den Rückweg an. Zunächst musste

Charly wieder auf die Beine gebracht und Andrejs Leiche beseitigt werden. Letzteres ließ sich am einfachsten bewerkstelligen, indem man ihm ein Grab im Boden des unterirdischen Ganges schaufelte.

Diese unangenehme Arbeit musste Raffles allein übernehmen, denn Charly lag hilflos auf dem Krankenbett, und auf Komartschews Unterstützung war bei dieser Aufgabe nicht zu zählen.

Als der Abend anbrach, machte sich der große Unbekannte an das Werk. Ausgerüstet mit Kreuzhacke und Spaten stieg er hinab an den Ort, wo der Kampf stattgefunden hatte. Andrejs Leiche lag in einer Blutlache, in die leise und gespenstisch die Wassertropfen von der feuchten Decke des Ganges fielen. Ohne die Hacke zu benötigen, hatte er binnen einer Viertelstunde ein einen Meter tiefes Loch in den lehmigen Boden gegraben und legte den Leichnam hinein. Dann warf er die nassen, klebrigen Erdschollen wieder in die Grube, und nach Ablauf einer weiteren Viertelstunde waren alle Spuren des blutigen Kampfes getilgt.

Erschöpft lehnte sich Raffles an die Wand. Die ungewohnte Arbeit in gebückter Haltung hatte ihn weitaus mehr angestrengt als er gedacht hatte. Doch er hatte weder Zeit noch Lust, lange zu rasten. Er legte sein Werkzeug auf den Boden, nahm die Laterne auf und ging den Gang weiter entlang, denn er wollte das merkwürdige Gartenhaus noch einmal seinen prüfenden Blicken unterziehen.

Bald hatte er das Ende des Ganges erreicht, wo das Gartenhaus lag. Vorsichtig löschte er das Licht der Laterne

und öffnete die geheimnisvolle Tür. Das schwache Licht, das durch die Fenster drang, genügte ihm.

Mit einem Ausdruck der Genugtuung ließ er seinen Blick durch den Raum schweifen. Das Ergebnis dieser nächtlichen Erkundung schien seinen Wünschen zu entsprechen; der Plan, der in ihm aufgestiegen war, nahm festere Formen an.

Vorsichtig verschwand er wieder hinter dem Kamin und schloss die Tür von außen. Er zündete das Licht in der Laterne wieder an, und während sein rege arbeitender Verstand sich mit der Ausarbeitung seiner neuen Pläne beschäftigte, begab sich Raffles zurück zur Villa an der Avenue du Bois de Boulogne.

5. Kapitel

Tatiana

Das Zimmer, das Tatiana bisher als Schlafgemach gedient hatte, hatte eine große Veränderung erfahren.

McAllan hatte hier nun Quartier bezogen, um sich von seiner Wunde zu erholen, die sich erfreulicherweise als ungefährlich erwies. Der Dolch war zwar tief in sein Fleisch gedrungen, ohne jedoch lebenswichtige Organe zu verletzen, doch Charly hatte viel Blut verloren.

Als Raffles aus den Katakomben zurückkehrte, hatte er bereits alles für die Pflege des Patienten hergerichtet vorgefunden.

Tatiana hatte mithilfe der Haushälterin in ihrem eigenen Zimmer alles in Ordnung gebracht. Das Bett, auf dem sie selbst vor Kurzem noch aus ihrer Betäubung erwacht war, hatte man durch einen Diwan ersetzt. Auf diesen trug sie unter Anspannung all ihrer Kräfte den Verwundeten; und als Raffles gemeinsam mit Komartschew zurückkehrte, fand er das Mädchen voller Sorge über seinen Freund gebogen vor, der, in Decken gehüllt und auf weiche Kissen gebettet, noch immer bewusstlos war.

Dem besonnenen Amerikaner gelang es schon bald, sich selbst und die anderen zu beruhigen. Zunächst brachte er seinen Freund mithilfe leicht stimulierender Mittel aus Komartschews Laboratorium wieder zu Bewusstsein, wenn auch vorerst nur vorübergehend.

Daraufhin untersuchte er die Wunde, legte einen sorgfältigen Verband an und beschloss, keinen Arzt zu rufen, um nicht Gefahr zu laufen, ihr gemeinsames Geheimnis preisgeben zu müssen.

So musste McAllan also ohne ärztliche Hilfe genesen.

Charly verfiel erneut in eine Bewusstlosigkeit, die mehrere Tage anhielt und schließlich in eine Benommenheit überging, sodass er nichts um sich herum wahrnahm.

Er bemerkte nichts von der geheimnisvollen Arbeit, die Raffles verrichtete, ebenso wenig wie die aufopferungsvolle Pflege des blonden jungen Mädchens, das Tag und Nacht nicht von seiner Seite wich. Er bemerkte nicht, wie ein Ausdruck der Freude über ihr liebliches Gesicht huschte, wenn in seinen Fieberphantasien der Name »Tatiana« über seine blassen Lippen kam.

Dies waren für Tatiana Komartschew Augenblicke höchsten Glücks. Sie begriff dann, dass der junge Mann sie weder hasste noch verachtete, dass er ihr vergeben hatte, und verstärkte ihre Fürsorge für den Kranken.

Auch das Verhältnis zwischen Raffles und ihr war freundschaftlicher geworden. Der sonderbare Amerikaner verbrachte Stunden in dem Raum mit dem Geheimausgang, und Tatiana war so sehr von der Pflege des Patienten in Anspruch genommen, dass sie nicht auf die Geräusche achtete, die wiederholt aus jenem Zimmer zu ihr drangen.

Als Charly eines Tages plötzlich unruhiger war als sonst, klopfte das besorgte Mädchen an die Tür des Zimmers, in dem sich der Amerikaner aufhielt.

»Herein!«, erscholl es, und sie öffnete rasch die Tür.

Einen Augenblick blieb sie erstaunt stehen, denn im Raum hatte sich so viel verändert, dass es ihr sofort ins Auge sprang.

Vor allem sah sie, dass die Lithografiepresse und das Regal mit den Chemikalien ihres Vaters verschwunden waren; doch ihre Gedanken waren zu sehr beim Patienten, als dass sie länger als einen Moment darüber nachgegrübelt hätte.

Sie teilte dem Amerikaner McAllans Zustand mit, woraufhin Raffles eilig an das Lager seines Freundes trat. Schon bald gelangte er zu der Überzeugung, dass ein schwerer Traum den armen Burschen beunruhigte, und er meinte scherzend zu Tatiana, dass der Kranke wohl von seiner Pflegerin träume.

Eine tiefe Röte stieg dem Mädchen ins Gesicht, und ohne Hintergedanken, lediglich um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte sie, warum die Veränderungen im Nachbarraum vorgenommen worden waren.

Raffles wurde plötzlich ernst.

»Mein Kind«, sprach er, »frage nicht nach allem. Zu viel zu wissen, ist oft gefährlich!«

Mit einem freundlichen Lächeln streichelte er ihr über die Wange und kehrte daraufhin in sein Zimmer zurück.

Auch Tatiana begab sich wieder an ihren Platz am Krankenbett. Der Patient schien ruhiger geworden zu sein.

Tatiana saß in dem Lehnstuhl neben dem Diwan, auf dem McAllan lag. Ihr blondes Köpfchen sank, ermüdet vom langen Wachen, zurück, und der Schlaf schloss ihre Augen.

Im Zimmer herrschte tiefe Ruhe; das regelmäßige Ticken der Pendule schien die Stille nur noch vollkommener zu machen.

Raffles, der kurz auf der Schwelle erschienen war, hatte Hut und Stock genommen und das Haus verlassen.

Patient und Pflegerin schliefen. Der Kopf des Kranken bewegte sich unruhig auf dem Kissen hin und her, bis Charly schließlich die Augen aufschlug.

Erstaunt blickte er sich im Raum um. Er musste lange nachdenken, ehe er sich wieder besinnen konnte, was geschehen war. Noch einmal durchlebte er die Ereignisse in den Katakomben, und erneut spürte er, wie das mörderische Eisen in seine Seite drang.

Danach ließ ihn sein Gedächtnis im Stich; er wusste

nicht, was im Anschluss mit ihm geschehen war.

Plötzlich fiel sein Blick auf das schlummernde Mädchen, das neben dem Diwan in einem Stuhl ruhte.

Ein Strahl der Freude erhellte sein Gesicht.

Sie, die ihm in seinen Träumen als rettender Engel beigestanden hatte, war also tatsächlich in seiner Nähe!

Wie lange er hier bereits gelegen hatte, wusste er nicht, doch sie hatte bei ihm gewacht, ausdauernd und treu, bis der Schlaf sie überwältigt hatte.

Ein Gefühl inniger Dankbarkeit bemächtigte sich seiner, und voller Rührung blickte er auf die Schlummernde.

Doch was war das?

Tatiana schlief nicht ruhig; sie träumte, und zwei schwere Tränen rollten über ihre Wangen.

Der Genesende konnte sein Mitgefühl nicht länger im Zaum halten. Mit sanfter Stimme rief er: »Tatiana!«

Das Mädchen schlug die Augen auf.

Sie erwachte wie aus einem bösen Traum, und ihr verunsicherter Blick fiel auf Charly, der sich halb aufgerichtet hatte.

»Um Gottes willen, was tun Sie! Sie dürfen sich doch noch nicht bewegen!«

Erschrocken war Tatiana aufgesprungen und drängte den Patienten mit sanfter Hand wieder zurück ins Kissen.

Lächelnd gehorchte Charly, behielt jedoch ihre Hand in der seinen, während er beruhigend sprach: »Ich fühle mich vollkommen gesund. Meine Wunde ist gewiss schon verheilt. Aber Sie sind betrübt – Sie haben im Schlaf geweint!«

Mit wehmütigem Klang in der Stimme antwortete Tatiana: »Ich habe im Traum die schrecklichen Ereignisse meiner Jugend noch einmal durchlebt. Das Unglück meiner Familie hat mir die Tränen in die Augen getrieben. Wenn Sie all mein Leid kennten, würden Sie mich nicht länger verachten!«

»Ich Sie verachten?« Charly richtete sich erneut auf. »Ich bete Sie an, Tatiana! Ich bin dem Zufall dankbar, der mich in Ihre Nähe geführt hat. Ich danke Andrej für die Wunde, die er mir schlug, denn Sie haben mich geheilt. Tatiana, wie könnte ich Sie verachten – ich, der Sie liebt!«

Das Mädchen zog ihre Hand aus der seinen und erhob sich.

»Nein, sprechen Sie nicht weiter. Ich kann Ihnen nicht antworten, ehe Sie meine Geschichte kennen. Sie müssen wissen, was meinen armen Vater und mich dazu gebracht hat, jenes Gewerbe zu wählen, durch das Sie mich kennengelernt haben und dem Sie und Ihr Freund beinahe zum Opfer gefallen wären. Wenn Sie mich lieben, müssen Sie zuerst wissen, dass ich auch Ihre Achtung verdiene.«

Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen stand sie dem erstaunten McAllan gegenüber.

»Aber Tatiana, bleiben Sie doch ruhig«, sprach er besorgt.

»Ich bin ruhig«, antwortete sie mit einem Lächeln. »Wollen Sie mir zuhören?«

Und als er nickend zustimmte, begann Tatiana Komartschew ihre Erzählung.

6. Kapitel

Die Geschichte des Grafen Komartschew

»Unsere Familie, das heißt die meines Vaters, ist russischer Abstammung, und bereits unter der Regierung Iwans des Schrecklichen gab es Grafen Komartschew. Sie waren reiche Schafzüchter in den Steppen der Ukraine.

Unter Zar Alexander I. musste mein Urgroßvater aus politischen Gründen fliehen. Er war alt und Witwer, und nur ein Sohn lebte mit ihm auf seinen Gütern.

In der Nacht verließen sie ihre Heimat. Was sie an Wertsachen besaßen, nahmen sie mit, und nach langem Umherirren ließen sie sich auf türkischem Gebiet nieder, im heutigen Bulgarien, wo sie vor den russischen Gesetzen sicher waren.

In der Provinz Ostrumelien, nahe der kleinen Stadt Aytos und einige Meilen vom Schwarzen Meer entfernt, ließen sich die beiden Flüchtlinge in einem der Täler des Balkangebirges nieder.

Für ein paar Tausend Rubel erhielten sie Land von dem Pascha, der den Distrikt als Gouverneur verwaltete.

Dieser Gouverneur – er hieß Elemer Pascha – war ein wohlwollender, gerechter Mensch, der sich darüber freute, dass die Tatkraft und Arbeitsfreude meines Urgroßvaters und seines Sohnes die Bevölkerung, die teils aus osmanischen Mohammedanern, teils aus bulgarischen Christen bestand, dazu anspornte, ihre gewohnte Gleichgültigkeit und Untätigkeit abzulegen.

Elemer Pascha war erfreut über das gute Beispiel, das die Komartschews gaben, die ihren Grafentitel abgelegt hatten; denn sein Distrikt wurde zu einem Musterbild des Wohlstands für das gesamte Osmanische Reich.

Kein anderer Gouverneur aus dem unermesslichen Reich des Sultans lieferte die Steuereinnahmen so regelmäßig nach Konstantinopel ab.

Mein Urgroßvater starb, und sein Sohn, der die Tochter eines bulgarischen Woiwoden geheiratet hatte, dessen Besitz an den unseren grenzte, übernahm die Verwaltung der Güter.

Ein Jahr nach dem Tode meines Urgroßvaters wurde mein Vater geboren.

Das Bildungswesen begann sich in jener Zeit auf dem Balkan bereits zu verbessern, und mein Vater wurde als Knabe zum Studium nach Wien geschickt.

Er kehrte als erwachsener Mann zurück, um seine Eltern zu begraben, die eines Nachts beide von einer Räuberbande ermordet worden waren, welche das Anwesen geplündert hatte.

Der Pascha, der in Aytos residierte – Elemer Pascha war schon lange tot, und keiner seiner Nachfolger hatte seine Beliebtheit geerbt –, zuckte nur die Achseln, als mein Vater ihm von dem Geschehenen berichtete.

Im Volk munkelte man, dass er gemeinsame Sache mit den Räubern mache und dass in Stambul die Günstlinge des Sultans, der selbst von all dem nichts ahnte, Banden zusammenstellten, um in den Provinzen zu plündern.

In ohnmächtiger Wut musste sich mein Vater in sein

Schicksal fügen. Er übernahm die Führung des Landguts und setzte den Betrieb fort.

Daraufhin ernannte er einen neuen Verwalter, einen Armenier, und kehrte nach Wien zurück.

Hier wohnte seine Geliebte, die einzige Tochter eines nicht sehr vermögenden österreichischen Obersten.

In Wien, im Hause der Brauteltern, wurde die Ehe geschlossen, und mein Vater nahm seine junge Frau mit an die Küste des Schwarzen Meeres.

Er hatte vor, sich mit ihr auf seinem dort aufs Neue erblühenden Anwesen niederzulassen, doch er wurde bitter enttäuscht.

Als sie ihre Besitzung erreichten, fanden sie nur noch rauchende Trümmer vor.

Der schurkische Verwalter selbst hatte die Räuberbanden herbeigerufen, die alles verwüstet und den Verräter auf ihrer Flucht mitgenommen hatten.

Andrej, das zweijährige Söhnchen des verbrecherischen Armeniers, war schutzlos auf dem Landgut zurückgeblieben.

Meine Eltern erbarmten sich des Kindes, und als ich ein Jahr später geboren wurde, wuchsen wir gemeinsam auf, sodass Andrej allgemein als mein Vetter galt.

Es war ein trauriges Leben, das meine Eltern führten. Mein Vater bewaffnete seine Arbeiter und formierte aus ihnen eine gut geschulte, kampfbereite Truppe; die Anwesenheit dieser kleinen, aber gut bewaffneten Mannschaft schenkte uns einige Sicherheit.

Zwar wurde noch oft gestohlen und sogar ein Hirte er-

mordet, aber das eigentliche Anwesen, das den gesamten Besitz meines Vaters umfasste, blieb verschont.

Umso wüster hausten die Banden in den übrigen Teilen des Reiches. Im westlichen Europa glaubte man, diese Blutbäder seien die Folge unbedeutender Religionsstreitigkeiten.

Doch diese Ansicht war falsch.

Christen und Mohammedaner lebten überall friedlich und zufrieden nebeneinander, und beide litten in gleichem Maße unter den Plünderungszügen der türkischen Truppen.

Ich war zwölf Jahre alt geworden und Andrej gerade Leutnant in der Truppe meines Vaters, als eines Tages – wir saßen beim Mahle – der Sohn des Paschas von Aytos mit zwanzig Soldaten unseren Hof betrat.

Mein Vater, der ein Unheil ahnte, wollte nach draußen eilen, doch da trat der junge Achmed – so hieß der Sohn des Paschas – bereits ein.

Achmed war als verbrecherischer Wüstling bekannt.

Mit dreister Höflichkeit begrüßte er meine Mutter, deren Schönheit ihn überraschte. Doch mein Vater, den das Auftreten des jungen Mannes erzürnt hatte, fragte ihn kurz angebunden, was er begehre.

Mit gut gespielter Freundlichkeit sprach Achmed: »Komartschew Effendi, ich komme mit einer unangenehmen Botschaft, aber ich denke, wir werden uns schon einig werden. Man hat in Stambul erfahren, dass Ihr Euren Untergebenen eine militärische Ausbildung gebt und sie mit Waffen versorgt.

Das ist nicht gestattet, und der Sultan hat meinem Vater den Befehl erteilt, die Waffen von Euch einzufordern. Ich bin gekommen, um Euch anzuhalten, mir die Munition und die Gewehre auszuliefern. Man hat mir in Aytos zwanzig Mann der Garnison mitgegeben, obwohl ich behauptete, dass dies nicht nötig sei. Ich glaubte, dass Ihr dem Befehl des Sultans gehorchen würdet.«

Mein Vater war totblass geworden. Doch an Widerstand war nicht zu denken. Er händigte den Soldaten die Waffen aus – bis auf einige Pistolen, die er verborgen hielt –, und alles wurde auf einen Wagen geladen und nach Aytos gebracht.

Achmed empfahl sich; Vater gab ihm keine Gelegenheit mehr, meine Mutter weiter mit seinen schnöden Schmeicheleien zu belästigen.

Wir waren allein. Doch der Tag sollte ein schreckliches Ende nehmen.

Es wurde Nacht, und wir hatten uns zur Ruhe begeben.

Plötzlich knallten Gewehrschüsse über den Hof, und ein heller Lichtschein drang durch die Fenster des Schlafzimmers meiner Eltern. Mein Vater eilte zur Tür, den Revolver in der Rechten.

Ein einziger Blick nach draußen erklärte ihm alles: Die Scheunen und Ställe standen in lichten Flammen, die Räuber trieben die Herden fort, und draußen lagen die Leichen der im Schlaf ermordeten Dienstboten.

Da drang ein Schrei des Entsetzens an das Ohr meines Vaters. Mit einem Satz kehrte er in das Schlafgemach zurück, in dem sich meine Mutter befand.

Hier bot sich seinem Blick ein furchtbarer Anblick.

Achmed, der Sohn des Paschas, war mit zwei der Räuber durch das Fenster hineingeklettert, und nun war der Schurke im Begriffe, die verzweifelte Frau, die sich mit übermenschlicher Kraft wehrte, fortzuschleppen.

Ein Schuss aus dem Revolver meines Vaters streckte ihn nieder, ein zweiter tötete einen der Helfershelfer. Der dritte sprang auf der Flucht auf das Fensterbrett; doch ehe er ins Freie setzte, feuerte er sein Gewehr auf meine Mutter ab, die in den Armen ihres vor Schmerz schier wahnsinnigen Gemahls ihren letzten Atemzug aushauchte.

›Fliehe, fliehe mit Tatiana!‹, waren ihre letzten Worte.

Meinem Vater blieb keine andere Wahl, denn die Tötung Achmeds bedeutete für ihn den sicheren Tod.

Mein Vater holte mich aus meinem Schlafzimmer, wo ich zitternd vor Angst und ohne zu begreifen, was vor sich ging, das Furchtbare mitangehört hatte. In einem Schrank verborgen fanden wir Andrej, der sich dorthin geflüchtet hatte.

Noch in derselben Nacht brachen wir auf. Zu Fuß erreichten wir gegen Morgen Mesembria, den nächstgelegenen kleinen Hafenort am Schwarzen Meer. Ein barmherziger Schiffer brachte uns nach Constanţa auf rumänischem Gebiet, von wo aus wir nach Wien reisten.

Ich wurde nach Genf in ein Pensionat gebracht.

Was mein Vater tat, blieb mir lange Zeit ein Geheimnis.

Doch an meinem achtzehnten Geburtstag erschien er in meinem Pensionat, um mich nach Paris mitzunehmen. Er erzählte mir alles.

Ich erfuhr, dass sich ein Befreiungskomitee gebildet hatte, dessen Hauptsitz Saloniki war; doch dieses Komitee benötigte Geld, um sein Ziel zu erreichen.

Und so stellte ich mich in den Dienst einer Bewegung, von der ich erhoffte, dass sie den Tod meiner Mutter rächen würde.«

Tatiana schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie mit einem Blick auf Charly fort: »Du weißt, was ich getan habe und warum ich es tat. Kannst du mich dennoch lieben?«

Charly hatte sich ganz in den Kissen aufgerichtet. Klare Tränen glänzten in seinen Augen. Er zog das junge Mädchen an sich und sprach mit entschlossener Stimme: »Ich liebe dich, mein Kind, und deine Rache soll auch die meine sein!«

Leidenschaftlich drückte er seine Lippen auf Tatianas Mund, und voller seliger Rührung erwiderte sie seinen Kuss, der ihre Verlobung besiegelte.

7. Kapitel

Der Falschmünzer

Monsieur Emile Menuisier war einigermaßen nervös.

Der Mieter seines Gartenhauses, der bereits vorgestern hätte erscheinen müssen, um die fällige Miete zu entrichten, schien spurlos verschwunden zu sein. Seit zwei Wochen hatte er ihn nicht mehr gesehen.

In den Augen des edelmütigen Herrn Menuisier gab es

nicht die geringste Entschuldigung für Leute, die ihren Mietzins nicht pünktlich bezahlten, und so äußerte er sich gegenüber seiner Haushälterin, der alten Coralie, mit tiefer Verachtung darüber.

Bei dem alten, zahnlosen Weibchen fand er jedoch wenig Trost für den finanziellen Verlust, den das Verschwinden seines Mieters ihm bescherte; und so beschloss Herr Menuisier am Dritten des neuen Monats, ein Schild an seiner Haustür in der Rue Bayen anzubringen, auf dem zu lesen stand, dass er sein Gartenhaus zur Miete anbiete.

Herr Menuisier brauchte nicht lange zu warten.

Kaum eine halbe Stunde, nachdem das Schild draußen hing, stellte sich bereits der erste Interessent ein.

Doch der alte Wucherer beäugte diesen Wohnungssuchenden voll Misstrauen. Es war ein langer Mann mit einem blonden, ziemlich ungepflegten Spitzbart und üppiger Haarpracht.

Die weite Hose, die schwarze Seidenschleife und das Samtbarett, das er schräg auf dem Kopf trug, wiesen ihn als Künstler aus, genauer gesagt als Maler.

Für derlei Volk hegte Herr Menuisier wenig Sympathie, und das nonchalante Äußere des Eintreffenden ließ den Reichen vermuten, dass dieser junge Mann in Geldangelegenheiten dieselbe Gleichgültigkeit an den Tag legen würde.

»Was wünschen Sie?«, begann er das Gespräch.

»Ich würde mir das Gartenhaus, das Sie zur Miete anbieten, gerne ansehen«, antwortete der andere bescheiden.

»Ich vermiete nur an solide Personen«, brummte Herr

Menuisier in unhöflichem Ton und schickte sich bereits an, dem Besucher den Rücken zuzukehren.

Doch der Künstler dachte offenbar nicht daran aufzugeben.

Voller Ehrfurcht vor dem reichen Hauseigentümer erklärte er: »Ich habe Geld, und wenn ich Ihr Gartenhaus miete, zahle ich Ihnen ein Jahr im Voraus.«

Menuisier drehte sich um. Das schien also ein weißer Rabe zu sein! Aber – man musste vorsichtig sein.

»Sie müssen mir die Miete im Voraus bezahlen, und zwar noch bevor Sie die Wohnung beziehen«, sprach der Eigentümer zum Besucher.

»Noch bevor ich einziehe!«, wiederholte dieser mit unverminderter Bescheidenheit.

Beruhigt setzte Menuisier sein Käppchen auf, nahm einen Schlüsselbund und ging dem Besucher voran, um ihm das Gartenhaus zu zeigen.

Die Bescheidenheit dieses Mieters war wahrhaft beispielhaft: Alles gefiel ihm, nicht den geringsten Einwand wagte er zu erheben, und als Menuisier ihm den Mietpreis nannte, tat der Fremde, der sich nun als Porträtmaler Rapin vorstellte, nichts weiter, als seine Brieftasche hervorzuholen und den geschuldeten Betrag für ein halbes Jahr im Voraus zu entrichten.

»Wann gedenken Sie einzuziehen?«, fragte der erstaunte Menuisier nun bedeutend freundlicher.

»Noch heute Abend«, antwortete Rapin, und als sie gemeinsam wieder durch den Garten gingen, rief der Hauseigentümer der langsam vorbeischlurfenden Haushälterin

zu: »Nimm das Schild weg, Coralie! Dieser Herr, der Kunstmaler Rapin, bezieht das Gartenhaus noch heute.«

Ein paar unverständliche Worte murmelnd, verschwand die Matrone im Haus.

Menuisier geleitete Herrn Rapin bis auf die Straße, und nachdem er sich höflich von ihm verabschiedet hatte, kehrte er hochzufrieden ins Haus zurück.

Rapin hatte sein Quartier im Gartenhaus bezogen, doch zur großen Verwunderung Menuisiers stand sein Gepäck in völligem Widerspruch zu der Art und Weise, wie er seine Miete beglichen hatte.

Acht Tage waren vergangen, seit der Maler seine neue Wohnung bezogen hatte, und Menuisier hatte ihn nicht wiedergesehen. Der junge Mann hatte das Gartenhaus nicht ein einziges Mal verlassen, und seine Persönlichkeit erschien dem Hausherrn von Tag zu Tag rätselhafter.

Denn sah Herr Menuisier seinen Mieter auch nicht, so hörte er ihn doch umso deutlicher, und was er hörte, machte die Sache nur noch geheimnisvoller.

Des Nachts und oft auch tagsüber – und zwar ausgerechnet dann, wenn Menuisier im Garten spazieren ging – drang aus dem Gartenhaus, dessen Vorhänge nie aufgezogen wurden, ein verdächtiges Geräusch, dessen rhythmische Gleichmäßigkeit an eine Maschine erinnerte.

Herr Menuisier verstand die Welt nicht mehr.

Was trieb dieser geheimnisvolle Rapin dort?

Wie konnte er eine Maschine besitzen? Denn unmöglich konnte eine solche in dem spärlichen Gepäck verborgen gewesen sein, das er mitgebracht hatte.

Und wie war es möglich, dass der neue Bewohner sich mit Lebensmitteln versorgte, wo er doch niemals ausging, um Einkäufe zu tätigen?

Die schrecklichsten Vorstellungen über das rätselhafte Verhalten seines Mieters raubten Herrn Menuisier allmählich den Nachtschlaf.

Der Zustand wurde unhaltbar.

Der reiche Geizkragen war gerade vom Tisch aufgestanden. Infolge des schlechten Schlafes hatte ihm das Essen nicht geschmeckt, und verstimmt eine Pfeife ansteckend, schickte er sich an, seinen gewohnten Nachmittagsspaziergang im Garten zu machen.

Noch immer waren die Fenster des Gartenhauses geschlossen, und nichts verriet die Anwesenheit eines menschlichen Wesens.

Doch kaum hatte er einige Schritte getan, da drang wieder dasselbe Stampfen an sein Ohr, das er für das Geräusch einer Maschine hielt.

Wer wusste schon, zu welch verbrecherischem Zweck hier gearbeitet wurde!

Die treubrave Seele Herrn Menuisiers begehrte auf, und dieses Gefühl, gepaart mit der Erinnerung an das bescheidene, fast unterwürfige Auftreten Rapins, verlieh ihm plötzlich Mut.

Er musste Gewissheit über das Treiben seines Mieters haben. Entschlossen klopfte er an die Gartenhaustür.

Im selben Augenblick verstummte das Geräusch.

Herr Menuisier wartete. In atemloser Spannung lauschte er, doch niemand schien ihm öffnen zu wollen.

Er klopfte nochmals, diesmal lauter und dreister.

Nach einer kurzen Pause näherten sich langsame Schritte, der Riegel wurde zurückgeschoben, und die Tür öffnete sich einen Spaltbreit, wodurch das erschrockene Gesicht Rapins sichtbar wurde.

»Was wünschen Sie, Herr Menuisier?«, fragte der Mieter, offenbar außerstande, seine Furcht und Überraschung zu verbergen.

»Was ist das für ein Lärm, den Sie da machen?«, fragte der Hausherr in barschem Ton. »Was treiben Sie in meinem Haus?«

»Ich tue doch nichts Böses, ich arbeite nur!«, klang es zitternd zurück.

Menuisier fasste immer mehr Mut. Er stieß die Tür mit dem Fuß weit auf, nahm sein Pfeifchen aus dem Mund und trat ein.

Die Tür, die vom Flur in eines der Zimmer führte, stand offen, und ohne sich durch den erschrockenen Ausruf Rapins – »Aber Herr Menuisier, was tun Sie da?« – aufhalten zu lassen, betrat der kühne Mann den Raum.

Rapin war ihm gefolgt, und mit vor Angst weit geöffneten Augen und offenem Mund lehnte er wie zerschmettert an der Tür, während er entsetzt auf den Eindringling blickte, der sein Geheimnis entdeckt hatte.

Menuisier überschaute sogleich die Lage.

In der Mitte des Zimmers stand eine Druckpresse, und der Zweck, dem sie diente, lag klar auf der Hand.

Ein Häufchen druckfrischer Fünfhundert-Franc-Scheine, das auf einem kleinen Tisch neben der Maschine lag, of-

fenbarte unzweideutig das Ziel dieser geheimnisvollen Arbeit.

Ängstlich blickte er sich um; doch von diesem Mann, der zitternd und bebend an der Tür stand und ihn hilflos sowie verstört ansah, hatte er keine Gewalttat zu befürchten.

Die große rechte Hand Herrn Menuisiers ergriff das Bündel Banknoten, und mit einer Stimme, aus der die ganze Kraft eines ordnungsliebenden, ehrbaren Bürgers sprach, donnerte er dem Verbrecher entgegen: »Sie fälschen also Banknoten! Ich werde Sie dem Gericht übergeben!«

Rapin fiel auf die Knie.

»Herr Menuisier, verschonen Sie mich, ich flehe Sie an! Haben Sie Erbarmen mit mir, ich werde Ihnen mein Leben lang dankbar sein!«

Gegen derlei Flehen war Herr Menuisier hinlänglich gefeit. Seine jahrelange Tätigkeit als Wucherer hatte sein Herz gepanzert, und so kostete es ihn nicht die geringste Mühe, angesichts der herzergreifenden Bitten des Unglücklichen die beleidigte Ehrbarkeit herauszukehren.

»Ich kenne kein Erbarmen mit Verbrechern!«, erklang es voller Würde von seinen Lippen.

»Wenn Sie diesen Raum verlassen, um mich der Polizei auszuliefern, nehme ich mir das Leben!«, rief Rapin verzweifelt.

Auch diese Drohung schien auf den Hauseigentümer keinen Eindruck zu machen. Er war an das Fenster getreten, um eine der falschen Banknoten eingehend gegen das Licht zu halten.

Wettertausend, die Fälschung war hervorragend gelungen! Und die Bewunderung Herrn Menuisiers war derart offensichtlich, dass Rapin es sogar wagte, näher zu treten.

Menuisier prüfte weiter.

Er betrachtete den Schein von allen Seiten, zerknüllte ihn leicht und strich ihn wieder glatt, um ihn erneut gegen das Licht zu halten. Kein Zweifel möglich: Die Arbeit war so vollkommen, dass selbst bei genauer Untersuchung keine Fälschung festzustellen war.

»Wie viele dieser Scheine haben Sie schon in Umlauf gebracht?«, fragte er in barschem Ton Rapin, der zitternd hinter ihm stand.

»Noch nicht einen einzigen!«, jammerte dieser. »Dies ist mein erster Versuch, und mir fehlt das nötige Kapital, um weiterzuarbeiten.«

»Sie hätten ein Unheil anrichten können!«, sprach Menuisier in sanfterem Ton. »Niemand würde die Fälschung bemerken!«

»Ich weiß es«, antwortete Rapin leise, »und ich wette, in Ihrem Beisein diese Banknoten beim Crédit Lyonnais oder bei einem anderen Institut mühelos einzutauschen.«

»Das glauben Sie?«, fragte Menuisier, und von seiner Strenge und Empörung war nichts mehr zu spüren.

Rapins Blick blieb in gespannter Erwartung auf die Züge seines Hausherrn gerichtet, und deutlich bemerkte er, wie der Ausdruck geheuchelter Wut aus dem Gesicht des alten Wucherers wich und immer mehr unverhohlener Habgier Platz machte.

Rapin schien ein guter Menschenkenner zu sein, denn

sonst hätte er es wohl kaum gewagt, ihm – wenn auch in geheimnisvoll flüsterndem Ton – vorzuschlagen: »Herr Menuisier, wenn Sie Mitleid mit mir haben und wenn Sie klug sind, können wir beide mithilfe meiner Kunst Millionen erwerben, ohne das geringste Risiko einzugehen.«

Der wackere Hausherr fiel nun völlig aus seiner Rolle. Ohne sich die geringste Mühe zu geben, seine Gier zu verbergen, fragte er mit vor Erregung heiserer Stimme: »Wie denn? Was müsste ich tun?«

Bei Rapin schien alle Angst gewichen zu sein, und er sprach nun in kühlem, geschäftsmäßigem Ton: »Herr Menuisier, die Sache ist denkbar einfach. Das Gerät, das ich hier mit viel Mühe zusammengebaut habe, ist nicht verlässlich genug. Es fehlt mir am Geld, um vor allem das Papier selbst herzustellen, das ich für die Anfertigung der Banknoten benötige.

Mein Plan ist es, ein Jahr lang wöchentlich etwa dreihundert Stück dieser Fünfhundert-Franc-Scheine herzustellen. Doch dazu brauche ich Gerätschaften und Chemikalien, und es fehlt mir am nötigen Kapital.«

»Wie viel bräuchten Sie denn?«, fragte der Hausherr.

»Das sage ich Ihnen später«, antwortete Rapin. »Zuerst müssen Sie sich von der Güte meiner Arbeit überzeugen.

Nehmen Sie drei der Banknoten, die hier liegen, Herr Menuisier. Gehen Sie damit in die Stadt zu einer Filiale des Crédit Lyonnais, danach zur Bank von Frankreich und weiter zu einer Wechselstube, um bei jedem dieser Institute eine der Noten gegen Gold einzutauschen. Jeder der Beamten wird den Schein mehr oder weniger genau un-

tersuchen. Aber ganz gleich, wie lange diese Prüfung dauert und wie sorgfältig sie durchgeführt wird – niemand wird die Fälschung entdecken, und man wird Ihnen den Betrag in Gold auszahlen.«

Menuisier bebte vor Aufregung. Wenn das alles wirklich wahr war, dann waren die Schätze, die er auf diese Weise erbeuten konnte, unermesslich!

Die Habgier in ihm wurde so übermächtig, dass er gar nicht mehr daran dachte, den Schein eines braven und ehrbaren Menschen zu wahren.

Er nahm drei Scheine, steckte sie ein, und während er die übrigen Rapin zurückgab, sprach er in nervösem Ton: »Ich bin in einer Stunde wieder zurück. Warten Sie auf mich!«

»Ich werde warten«, antwortete Rapin.

Kaum war die Tür des Gartenhauses hinter dem Eigentümer ins Schloss gefallen, zog Rapin die Vorhänge ein Stück zur Seite und blickte Herrn Menuisier lächelnd nach.

Als er den alten Herrn nicht mehr sehen konnte, trat er vom Fenster zurück.

Er hatte seine Haltung vollkommen wiedergewonnen; jede Angst war von ihm gewichen, und ein Ausdruck großer Zufriedenheit lag auf seinem Gesicht. Gemächlich zündete er sich eine Zigarette an und legte sich dann auf das Bett, das in einer Ecke des Zimmers stand.

Menuisier hatte die drei Scheine zusammengefaltet und in seine Westentasche gesteckt. Er schloss sich in seinem Schlafzimmer ein, wo der Geldschrank stand, und zog mit zitternden Fingern eine echte 500-Franc-Banknote aus sei-

ner Brieftasche. Er legte die drei Scheine, die sein Mieter ihm gegeben hatte, neben die eigene Note auf den Tisch und zog die Vorhänge vor den Fenstern zu.

Daraufhin zündete er Licht an und begann beim gelblichen Schein der Petroleumlampe aufs Neue mit der Untersuchung.

Mit peinlicher Genauigkeit prüfte er die Zeichnung. Er betrachtete das Wasserzeichen und stellte fest, dass nicht die geringste Abweichung festzustellen war. Nichts deutete auf eine Fälschung hin, und ermüdet von der langen Untersuchung starrte der Greis in das spärliche Licht der Lampe, das sein von Raffgier verzerrtes Gesicht erhellte.

Sein Blick viel erneut auf die Scheine.

Ein riesiges Vermögen konnte er ohne die geringste Mühe und Gefahr erlangen – und er zögerte noch? Warum? Würde das Glück ihm jemals wieder auf solche Weise zulächeln?

Er stand auf und machte sich fertig auszugehen.

Die vermeintlich falschen Banknoten steckte er jeweils einzeln in verschiedene Taschen seiner Weste, blies dann die Lampe aus und verließ das Haus.

Mit wankenden Schritten ging er die Straße entlang zur Avenue Niel, wo sich eine Filiale des Crédit Lyonnais befand, des bedeutendsten französischen Bankhauses. Doch als er vor der Tür der Wechselstube stand, überkam ihn eine schreckliche Angst.

Wenn der Beamte am Schalter, der gewiss einen außerordentlich scharfen Blick besaß, die Fälschung entdeckte? Was dann?

Der alte Wucherer zögerte. Aber er war ein alter Kunde bei diesem Institut. Wenn man die Fälschung entdeckte, würde man allenfalls den vorgelegten Schein beschlagnahmen, ohne ihn der Fälschung zu verdächtigen.

Man würde ihn schlicht für das Opfer irgendeines Falschmünzers halten.

Entschlossen trat er schließlich ein. Es war kein Publikum anwesend, und Menuisier ging zum Schalter, hinter dem der Bankbeamte an einem Pult schrieb.

Mit etwas zitternder Hand legte der alte Herr einen der Scheine vor den Beamten und fragte: »Würden Sie mir bitte 500 Franc wechseln?«

Dieser, ein älterer Mann, nahm die Note, rieb sie zwischen den Fingern, hielt sie gegen das Licht und legte sie anschließend auf ein Bündel anderer Banknoten in einer eisernen Kassette.

»Wünschen Sie Gold oder kleinere Scheine?«

»Gold«, sagte Menuisier, der seine Blicke auf den Beamten gerichtet hielt und jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgte.

Der Kassierer legte den Betrag in Goldstücke vor Herrn Menuisier hin. Er wartete, bis der alte Herr das Geld eingesteckt hatte, und kehrte dann zu seinem Pult zurück, ohne sich weiter um den Kunden zu kümmern.

Menuisier ging hinaus. Tausend: Das war ja kinderleicht gewesen! Kein Zweifel: Die Fälschung war unentdeckbar, denn auch dieser Kassierer hatte trotz der Prüfung nichts bemerkt.

Der Wucherer begab sich nun zu einer Filiale der Bank

von Frankreich, der offiziellen Staatsbank der Republik. Ohne Zögern betrat er den Kassenraum und legte das zweite Exemplar von Rapins Banknoten am Schalter nieder.

Wieder folgte die gewohnte Prüfung, und wieder erhielt der Wucherer den Betrag in Goldstücken ausgezahlt.

Plötzlich überkam ihn kühner Mut. Er holte den dritten Schein hervor und sprach zum Beamten: »Würden Sie mir noch einmal 500 Franc in Gold geben?«

Stillschweigend nahm dieser die angebotene Banknote entgegen, prüfte auch sie und zahlte dem alten Herrn die gewünschte Summe aus.

Menuisier ging hinaus.

Es gab keinen Zweifel mehr: Die Fälschung war nicht zu entdecken, und alle Angst und Furcht waren verflogen.

Eine Stunde war vergangen, und noch immer lag Rapin lang ausgestreckt auf seinem Bett und rauchte vergnügt Zigaretten, bis ein bescheidenes Klopfen an der Tür ihn auffahren ließ.

Einen Augenblick später stand Menuisier vor ihm mit hochrotem Gesicht. Wilde Freude erhellte seine kleinen, grauen Schalksaugen, und ein paar Strähnen grauen Haares klebten an seiner von Schweiß bedeckten Stirn.

Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, rief er auch schon aus: »M. Rapin, es ist kolossal! Die Beamten haben die Banknoten ohne ein Wort des Einwands gewechselt!«

Rapin teilte die Aufregung seines Hausherrn keineswegs; er schien dieses Ergebnis erwartet zu haben.

Er setzte sich gelassen auf die Bettkante und richtete an Menuisier, der 1500 Franc in Gold auf einem Tischchen neben dem Bett abzählte, die Frage: »Nun, mein Lieber, wollen Sie weiter bei der Sache mitmachen? Allerdings muss ich Sie zuvor auf Folgendes aufmerksam machen: Das Kapital, das ich benötige, ist sehr bedeutend. Da ich nichts besitze, müssen Sie das Geld bereitstellen, wofür Sie die Hälfte des gesamten Ertrags erhalten. Ich verpflichte mich, Ihnen ab dem zehnten Tag nach der Kapitalbereitstellung wöchentlich mindestens 150 Scheine zu 500 Franc zu liefern. Diese Noten werden stets verschiedene Kontrollnummern tragen, damit beim Wechseln keinerlei Schwierigkeiten entstehen.

Das Geschäft wird 52 Wochen lang betrieben werden, keinen Tag länger; denn wir müssen damit rechnen, dass nach etwa einem Jahr die Fälschung ans Licht kommt. Wenn die Herstellung zu diesem Zeitpunkt jedoch schon so lange eingestellt ist, braucht man eine Entdeckung nicht mehr zu befürchten, und unsere Ernte wird reichlich genug gewesen sein.«

Was dieser Mieter da erzählte, klang so verlockend und die Probe aufs Exempel war eben so glänzend gelungen, dass Menuisier mit heiserer Stimme fragte: »Wie viel Geld brauchen Sie, M. Rapin?«

Der Maler sah Menuisier lange und eindringlich an. Dann nannte er, jede Silbe scharf betonend, die Summe.

»Sechs-mal-hun-dert-tau-send-Franc.«

»Ist das nicht ein bisschen viel?«, fragte dieser zögernd.

»Das ist ein Bagatellbetrag im Vergleich zu dem, was Sie

dafür zurückerhalten werden«, antwortete Rapin gelassen.

»Wofür brauchen Sie denn so viel?«, fragte Menuisier.

»Das sage ich Ihnen nicht, das ist mein Geheimnis«, entgegnete der Maler.

Nach einer kurzen Pause sprach Menuisier: »Ich werde Ihnen heute Abend das Geld bringen.«

Rapin stand auf.

»Gut«, sagte er, »ich erwarte Sie. Heute ist der 12. Am 22. werde ich mit allen Vorbereitungen fertig sein, und am 29. erhalten Sie die erste Lieferung von mindestens 150 Exemplaren.«

Menuisier ging von dannen, und als er um sieben Uhr abends zurückkehrte, überreichte er seinem Mieter das Geld in sechs Päckchen, die jeweils hundert Scheine zu 1000 Franc enthielten.

Rapin zählte nach und steckte das Geld seelenruhig ein.

»Wollen wir eine schriftliche Vereinbarung aufsetzen?«, fragte Menuisier bescheiden.

»Mit Vergnügen«, erklärte sein Mieter gleichgültig und verfasste auf der Stelle einen Vertrag, den beide unterzeichneten.

Am Abend desselben Tages ließ der reiche Amerikaner Harrison Herrn Komartschew und dessen Tochter zu sich rufen und händigte ihnen für ihre humanitären Bestrebungen eine Summe von viermal 100 000 Franc aus.

Sprachlos vor Erstaunen war der alte Komartschew kaum imstande, seinen Dank in Worte zu fassen.

Tatiana neigte sich, um die Hand des Wohltäters zu küs-

sen.

Harrison richtete das junge Mädchen jedoch wieder auf.

»Du brauchst mir nicht zu danken; ich hatte einfach Glück bei meinen Spekulationen, das ist alles!«

Und während er Tatianas blonde Locken streichelte, fuhr er mit sanfter Stimme fort: »Und du, mein liebes Kind, spar deine Küsse lieber für jemand anderen auf.«

Eine Röte stieg in die Wangen des schönen Mädchens. Sie hatte bemerkt, wie Harrison bei diesen Worten zu McAllan hinübergeblickt hatte, der Zeuge des Gesprächs gewesen war.

Mit einem gutmütigen Lächeln sprach Harrison: »Ja, ihr Kinder, vor mir braucht ihr es nicht zu verbergen; ich habe es schon längst durchschaut.«

Daraufhin ging er mit Komartschew fort und ließ die beiden jungen Menschen mit ihrem Glück allein.

Erst nach Mitternacht kehrte Donald Harrison nach Hause zurück. Sogleich begab er sich in den Raum, der mit dem unterirdischen Gang in Verbindung stand.

Er schaltete das Licht ein und blickte sich in dem Raum um, der nun noch karger aussah als zu jener Zeit, als Komartschew hier sein Laboratorium gehabt hatte.

»Jetzt werde ich alles wieder hierher zurückbringen«, entfuhr es seinen Lippen. Aus einem Kleiderschrank in einer Ecke des Zimmers nahm er einen keineswegs neuen Anzug sowie eine langhaarige Perücke.

Nun begann die Verwandlung, und nach wenigen Minuten hatte sich der sorgfältig gekleidete Donald Harrison in den nachlässigen Maler Rapin verwandelt – genau je-

nen Rapin, der von Herrn Menuisier sechsmal 100 000 Franc erhalten hatte.

Er nahm an einem Tischchen Platz, das ihm als Schreibpult diente, und begann einen Brief zu verfassen. Als er damit fertig war, schloss er ihn in einen Umschlag und schrieb in großen, deutlichen Buchstaben die Adresse darauf.

Er steckte den Brief in eine Seitentasche seines Rocks und öffnete den Kamingesims-Mechanismus. Beim Schein seiner Taschenlampe verschwand er über die steinerne Treppe in den unterirdischen Gang.

Nach wenigen Minuten hatte er den anderen Ausgang beim Gebäude in der Rue Bayen erreicht. Auch hier öffnete er die Geheimtür, steckte zugleich seine Lampe in die Tasche und trat in das Zimmer.

Herr Rapin, der Mieter des Herrn Emile Menuisier, stand wieder in jenem Raum, in dem die angeblich falschen Banknoten hergestellt worden waren, und mit einem triumphierenden Lächeln blickte er um sich auf die zahlreichen Gegenstände, die ihm hier so hervorragende Dienste geleistet hatten. Wieder musste Raffles lachen bei dem Gedanken daran, wie wenig Mühe es ihn gekostet hatte, den alten Wucherer hereinzulegen.

Doch er hatte nun keine Zeit, sich lange solchen Überlegungen hinzugeben. Er prüfte noch einmal, ob die Vorhänge fest geschlossen waren, und zündete dann Licht an.

Das Haus und der Garten lagen in tiefer Ruhe, und niemand hörte ihn.

Raffles holte einen kleinen Schraubenzieher hervor und

begann so geräuschlos wie möglich zu arbeiten. Vorsichtig drehte er die Schrauben heraus, mit denen die Teile der Lithografiepresse verbunden waren. Er zerlegte alles in seine Einzelteile und stellte die verschiedenen Stücke beim Kamin auf den Boden.

Auf diese Weise war er etwa eine Stunde beschäftigt gewesen und blickte sich nun in dem Raum um, der kahl und leer geworden war. Von allen Möbeln waren nur das Bett und das kleine Tischchen, auf dem die Lampe stand, intakt geblieben. Die übrigen Gegenstände lagen zerlegt beim Kamin auf dem Boden.

Der nächtliche Arbeiter öffnete nun wieder die Geheimtür und trug sämtliche Stücke hinunter in den unterirdischen Gang.

Danach kehrte er ein letztes Mal in das Zimmer zurück. Aus der Tasche nahm er den Brief und legte ihn mitten auf das kleine Tischchen; daraufhin ergriff er die Lampe und verschwand leise hinter dem Kamin, den er sorgfältig wieder schloss.

Während er die Lampe auf die steinerne Treppe stellte, blickte er einige Augenblicke auf die Einzelteile der seltsamen Ausstattung, die er als Rapin in jene Wohnung gebracht hatte und die nun auf dem feuchten Boden des Ganges standen.

All dies in Komartschews früheres Arbeitszimmer zurückzuschaffen, konnte bis zum nächsten Tag warten.

Jetzt verlangte es ihn nach Ruhe, die er sich wohlverdient hatte.

Und rasch eilte Raffles durch den unterirdischen Gang

zurück, schmunzelnd bei dem Gedanken an das Gesicht, das Menuisier machen würde, wenn er den für ihn hinterlassenen Brief las.

Auch dem Herrn Menuisier brachte die Nacht nach dem Vertragsabschluss mit seinem Mieter keinen Schlaf. Doch nun war es nicht die Unruhe über ein ungelöstes Geheimnis, die ihm den Schlaf raubte, sondern seine enorme Habgier, die bald auf glänzendste Weise befriedigt werden sollte.

Schon um fünf Uhr stand er auf, um in den Garten zu gehen; doch kein einziges Geräusch drang aus dem Gartenhaus, und er hatte nicht den Mut, an die Tür zu klopfen.

Vielleicht schlief Herr Rapin und würde eine solche Störung übel nehmen.

Rastlos ging er in seinem Haus auf und ab, und jede halbe Stunde stand er wieder an der Tür von Rapins Wohnung, um zu lauschen.

Doch alles blieb still, und Menuisier wurde immer unruhiger. Er rührte kein Essen an, und als es zwei Uhr nachmittags geworden war, hielt er es nicht mehr aus.

Er klopfte leise an die Tür des Gartenhauses.

Niemand antwortete.

Menuisier klopfte lauter, aber erneut ohne Ergebnis.

Nun hämmerte er mit beiden Fäusten gegen die Tür, doch drinnen rührte sich nichts.

Ängstlich geworden durch diese totengleiche Stille, stand der alte Geizhals ratlos da.

Plötzlich fiel ihm ein, dass er im Besitz der Zweitschlüs-

sel für das Gartenhaus war. So schnell er konnte, eilte er ins Haus zurück, und einige Minuten später stand er mit einem großen Schlüsselbund in der Hand wieder an der Tür seines Mieters.

Nochmals klopfte er, so laut er konnte, und als wieder niemand öffnete, schloss er die Tür auf.

Vorsichtig trat er ein.

Als er auf der Schwelle jenes Zimmers stand, in dem am Vortag die Vereinbarung geschlossen worden war, erbleichte er vor Schreck.

Das Zimmer war leer; nur das Bett und ein kleines Tischchen standen in einer Ecke.

Die Druckmaschine und alle anderen Gegenstände, über die er sich am Vortag so sehr gewundert hatte, waren verschwunden, und von dem Mieter Rapin war keine Spur zu entdecken.

Die Knie des alten Mannes bebten, als er weiter in den Raum trat. Er zog die Vorhänge auf, und nun sah er einen Brief auf dem Tischchen liegen.

Der Brief war adressiert:

An M. Menuisier, Wucherer und Geizhals.

Mit zitternden Händen öffnete er den Umschlag.

Er las:

> *Ich bin eitel genug anzunehmen, dass mein Name auch Ihnen bekannt ist. Ich, der Ihr Gartenhaus unter der Maske eines armen Malers mietete, bin Raffles, den die Polizei aller Länder sucht.*
>
> *Nachdem ich Ihnen mitgeteilt habe, mit wem Sie es zu tun haben, wird es Sie kaum überraschen,*

dass ich mich veranlasst sah, auch an Ihnen Gerechtigkeit zu üben – indem ich Ihnen einen Teil Ihres Geldes abnahm, an dem das Blut und die Tränen unzähliger Unglücklicher kleben.

Dabei haben Sie mir auf denkbar dümmste Weise die Hand gereicht: Denn die Scheine, die ich Ihnen zum Wechseln gab, waren echt; und dadurch, dass Sie sich schriftlich – ich habe den Beweis in Händen! – zum Mitschuldigen eines geplanten Verbrechens gemacht haben, nämlich der Fälschung von Banknoten, haben Sie sich selbst jeden Weg verbaut, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. Sie sehen also, dass Sie nach allen Seiten hin in die Falle gegangen sind.

Ich weiß, dass ich Ihnen nur einen Teil Ihres Vermögens genommen habe; das, was Ihnen geblieben ist, reicht vollauf zur Deckung Ihres Lebensunterhalts.

Leb wohl und gedenke zuweilen deines Teilhabers
John C. Raffles

Dem alten Geizkragen wurde es schwarz vor den Augen; ein Schrei machtloser Wut entfuhr seinen Lippen, und er sank bewusstlos zusammen.

So fand ihn die alte Coralie, die ihn in sein Zimmer schleifte, wo Menuisier schließlich aus seiner Ohnmacht erwachte.

Seit jenem Tage blieb das Gartenhaus in der Rue Bayen unbewohnt; Herrn Menuisier schauderte schon bei dem bloßen Gedanken, jemals wieder einen Fremden in sein

Haus aufzunehmen.

Der große Unbekannte jedoch ging wieder seiner eigenen Wege.

Was er einige Zeit später in London vollbringt und erlebt, erfahren die Leser in der folgenden Ausgabe.

Der nächste Teil (Nr. 9) enthält

Um Gold und Liebe